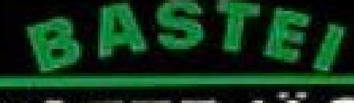
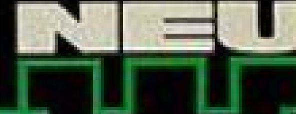
1,80 DM / Band 531
Schweiz Fr 1,90 / Östern. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Grauen von Zagreb

Frankreich F 5,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Das Grauen von Zagreb

John Sinclair Nr. 531

von Jason Dark

erschienen am 06.09.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Grauen von Zagreb

Es gibt Dinge, wie sie nur das Leben selbst beschreiben kann. Vorgänge, die so schlimm sind, daß die Phantasie der Menschen kaum ausreicht, um sie zu beschreiben.

So geschehen in Zagreb, der Stadt in Jugoslawien.

Fünfzehn Selbstmorde junger Menschen alarmierten die Öffentlichkeit. Sogar vor dem Eisernen Vorhang gingen diese Fälle durch die Presse.

Die Verantwortlichen standen vor einem Rätsel. Suko und ich wurden losgeschickt, um es zu lösen. Es wurde ein Horrortrip in die Abgründe menschlicher Seelen…

Das Mädchen atmete heftig. Es wußte genau, was gleich passieren würde, und es wußte auch, daß es kein Zurück gab, denn es hatte sich einmal für die Darker – die Dunklen – entschieden.

Maria hieß sie, wie die Mutter Gottes, doch von ihr hatte sie sich abgewandt. Sie war übergetreten auf die andere Seite, die es schaffte, ihre Seele mit einer gewissen Sehnsucht zu füllen.

Todessehnsucht…

Ein gefährliches Trauma, aber die Darker setzten darauf. Sie liebten die Farbe Schwarz, denn der Tod war für sie schwarz und dunkel.

Auch Maria stand in der Dunkelheit. Sie wartete ab, lauschte ihrem Atem und ärgerte sich über das heftige Geräusch. Es zeugte von ihrer Furcht und Ungewißheit.

Die Luft in dem Raum war verbraucht. Sie roch muffig, nach Staub, Schmutz und Kerzenrauch. Der Raum gehörte zu ihren geheimen Treffpunkten, doch jetzt war sie allein.

Die anderen, die Freunde, sie waren so weit weg, in einer anderen Welt. Den Weg, den Maria beschritten hatte, war sie allein gegangen. Heute würde die Entscheidung fallen.

Sie ärgerte sich über ihre Unbeherrschtheit. Sie war furchtbar nervös und schwitzte am ganzen Körper.

Obwohl sie höchstens für die Dauer von zwei Minuten in der Finsternis stand, kam ihr die Zeit mindestens dreimal so lange vor.

Hier dehnte sich jede Sekunde, hier lief alles langsam ab. Sie lauschte in die finstere Umgebung und hatte plötzlich das Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

Irgend jemand war noch da!

Maria hielt den Atem an, und doch hörte sie Atemgeräusche. Sie erstarrte. Gleichzeitig verkrampfte sie sich, als sie sich auf dieses andere Geräusch konzentrierte. Sie war nicht mehr allein. Nur hätte sie sich das auch denken können.

Die Regeln schrieben es vor, da brauchte sie sich erst gar nichts vorzumachen.

Die Person stand oder saß vor ihr. Möglicherweise konnte sie in der Finsternis sogar sehen. Maria glaubte daran, daß alles möglich war. Sie sah nicht, wie sich der Unbekannte bewegte, sie hörte nur dieses leise Knacken, dann strahlte plötzlich eine Lampe auf.

Sie war unter der Decke befestigt, hing aber an einer Schnur und schaukelte selbst auf halber Höhe des Zimmers. Die Lampe besaß die Form eines Spitzkegels, der unten offen war und einen breiten Schein entließ, dessen Lichtkreis auf einen viereckigen Tisch fiel, wo er eine helle Sonne zeichnete.

Der Tisch war mit einem dunklen Tuch bespannt worden und leer. Maria stand vor dem Tisch, der andere saß dahinter und war für sie nicht sichtbar, weil die außen dunkel lackierte Lampe kein Streulicht

verteilte.

Noch geschah nichts, doch die Spannung wuchs. Maria verfolgte das Atmen, es war ein gleichbleibendes Geräusch. Dann aber kroch etwas über den Tisch und geriet auch in den Lichtkreis.

Es waren Hände.

Keine hellen Finger, die beiden Hände steckten in schwarzen Stoffhandschuhen und lagen aufeinander. Maria wußte genau, weshalb dies so war, und sie wartete darauf, daß sich die Hände bewegten.

Wieder verstrich Zeit.

Das Mädchen konzentrierte seinen Blick einzig und allein auf die beiden Hände, die so unbeweglich auf die Tischplatte gestützt lagen, als wollten sie beten.

Plötzlich bewegten sie sich. Sie kippten nach rechts und links weg, öffneten sich vor den Augen des Mädchens wie ein Blumenkelch. Die Finger bewegten sich schlangengleich und fächerten das auseinander, was beide Handflächen bisher verborgen gehalten hatten.

Es waren Karten…

Ein Spiel, auf der Rückseite matt glänzend und mit einem hellgrauen Farblack bestrichen.

Sie starrte auf den Fächer, schluckte und wußte nun, daß es kein Zurück mehr gab.

Eine Karte mußte sie ziehen.

Sie konnte Glück, aber auch Pech haben. Es war ihr Risiko, andere vor ihr waren es ebenfalls eingegangen, und sie dachte daran, daß man sie begraben hatte.

In ungeweihter Erde, so hoffte sie…

Todessehnsucht! Als Maria daran dachte, atmete sie tief ein. Ihre Augen bekamen einen anderen Glanz und auch einen anderen Ausdruck. Sie wirkten so, als würde Maria in eine ferne Welt schauen, die nur allein für sie sichtbar war.

Die Person, die die Karten hielt und auseinandergefächert hatte, sagte kein Wort. Das brauchte sie nicht. Jeder aus der Gruppe wußte genau, was er zu tun hatte.

Da machte auch Maria keine Ausnahme, aber noch zögerte sie.

Wenn sie sich jetzt umdrehte und floh, hatte dies auch keinen Sinn, denn vor der Tür warteten die anderen, und von ihnen wurden Verräter grausam bestraft.

Also blieb ihr nur der Griff nach vorn.

Bisher hatte sie die Arme nach unten hängen lassen und an den Körper gepreßt. Sie kamen ihr vor wie steife Stöcke, und es fiel ihr schwer, sie zu bewegen.

Sehr vorsichtig streckte sie den rechten Arm aus. Sie bewegte dabei die Finger, hörte auch das Knacken der kleinen Knochen und spürte

auch den leichten Druck, als sie mit dem Handballen der Rechten das weiche Tuch des Tisches berührte.

Noch immer bildeten die Karten einen bewegungslosen Fächer.

Für Maria war es gleichzeitig eine Aufforderung.

Ihre rechte Hand glitt auf den Kartenfächer zu. Sie fühlte sich nicht gut. Obwohl sie ausgezeichnete Augen besaß, verschwammen die Karten plötzlich vor ihren Blicken. Noch weiter drückte sie die Hand, dann erfolgte die erste Berührung.

Das leichte Antippen gegen die graue Rückseite empfand sie wie einen Stromstoß. Vielleicht war es die Ungewißheit und die Angst, die sie so reagieren ließ.

Ihre Hand wanderte an den Rückseiten der Karten hoch. Sie zögerte, eine bestimmte Karte aus dem Fächer zu nehmen. Es war für sie der wichtigste Griff in ihrem achtzehnjährigen Leben. Wenn sie Glück hatte, dann lief alles normal weiter, wenn nicht…

Sie griff zu!

Mit Daumen und Zeigefinger umklammerte sie einen oberen Kartenrand. Sie hatte sich für eine Spielkarte in der Mitte des Fächers entschieden, zog sie aber noch nicht hervor, zögerte einige Sekunden, dann gab sie sich einen innerlichen Ruck.

Die Karte löste sich aus dem Fächer!

Das Mädchen blieb zitternd stehen. Noch starrte Maria auf die graue Rückseite. Sie traute sich einfach nicht, die Karte umzudrehen. Ihr Herz schlug schneller, die Hände aber zogen sich langsam zurück. Sie schaute zu, wie sie allmählich aus dem harten Lichtkreis der Lampe verschwanden.

Jetzt waren keine Karten mehr da!

Maria stand so dicht am Tisch, daß ihr Körper ihn an der Kante berührte. Auch jetzt überlegte sie noch. Sollte sie die Karte sofort umdrehen? Welches Motiv würde sie zeigen?

Sie tat es.

Maria drehte rasch die Hand, schaute noch hin. Erst als Sekunden vergangen waren, warf sie einen Blick auf die Karte.

Das Mädchen erstarrte. Aus seinem Mund löste sich ein leiser Schrei. Maria spürte den Schwindel, und der Tisch vor ihr bewegte sich wie in einem Kreisel.

Ihre Lippen zuckten, sie wischte mit der freien Hand über die Augen, dann starrte sie wieder die Karte an.

Es gab keinen Zweifel, keine Täuschung und auch keinen Ausweg mehr. Sie hatte die Karte gezogen, auf der ein schwarzes Skelett abgebildet war, das eine blinkende Sense schwang.

Maria wußte auch, daß dies für sie den Tod bedeutete…

***

Manchmal ist es wirklich gut, daß es eine Institution wie die NATO gibt, das will ich hier mal ehrlich zugeben. Ohne sie hätten wir mehr Probleme bekommen, so aber nahm uns die NATO noch eins ab.

Und dieses Problem hieß Jane Collins.

Sie wurde von einem der Jäger der NATO abgeholt und auf direktem Wege nach London geflogen. Mit einer normalen Maschine konnte sie schlecht reisen. Es war den anderen Passagieren einfach nicht zuzumuten, mit einer Person zu reisen, die als Kopf einen Skelettschädel besaß.

Und was hatte sich Jane nicht für Hoffnungen gemacht, daß sie endlich von diesem verdammten Fluch befreit wurde.

Sie war dem Magus von Zypern gefolgt und hatte sich vor dessen Karren spannen lassen. Ihm war es um einen gefährlichen Feind gegangen, der als rotes Skelett existierte, das von Jane Collins persönlich schließlich vernichtet worden war, doch auf den Lohn hatte sie vorerst verzichten müssen. [1]

So stand sie auch weiterhin unter dem Fluch und lief tagsüber mit einem Skelettschädel herum. Wir hatten nichts tun können, standen dem Magus von Zypern allerdings skeptisch gegenüber. Er hatte Jane auf später vertröstet und ihr gesagt, daß er irgendwann, wenn sein Astralkörper wieder einmal mit den Hütern der Erde zusammentreffen würde, sich für die Detektivin einsetzen wollte.

Der Magus selbst hatte seinen Feind nicht besiegen können, da er nur auf der Seite des Guten stand und jede Gewalt verabscheute.

Jane hatte er für diese Tat eingespannt, weil sie sich, wenn sie den Skelettschädel trug, in einer Zwitterstellung befand.

Für uns ging es um andere Dinge. Jane mußte nach London zurückgeschafft werden, das übernahm ein Flieger der NATO. Wir aber hatten einen neuen Auftrag bekommen, und sollten vorerst noch auf der Insel bleiben, wie ich bei einem Gespräch mit Sir James Powell in London erfahren hatte. So brachten wir Jane Collins in einem Kastenwagen zum Flugplatz der NATO und hofften darauf, daß es bald dunkel werden würde und die Verwandlung begann.

Hinter uns lag ein anstrengender Fußmarsch. Wir fühlten uns alle kaputt und sehnten uns nach einer Dusche.

Der Kastenwagen rollte direkt auf die Startbahn zu, wo der Jäger bereits wartete. Er sah im letzten Licht der Sonne aus wie eine schimmernde Rakete, die zwei Flügel bekommen hatte. Das Licht floß noch über den Flughafen und tauchte die einzelnen Start- und Landebahnen in einen blaßroten Schein.

Jane und ich saßen im geschlossenen Laderaum des Transporters.

Die Detektivin hatte ihre Hand auf die meine gelegt. Manchmal flüsterte sie Worte, die ich nicht verstand. Ich fragte auch nicht nach, da ich wußte, daß in ihr Schlimmes vorging und sie auch schrecklich

enttäuscht war.
»Glaubst du denn, daß Magus sein Wort hält?« fragte ich nach einer Weile.
»Ich weiß es nicht. Noch gestern habe ich große Hochachtung vor ihm gehabt, heute aber bin ich mir nicht sicher.«
»Das kann ich mir vorstellen.«
»Er hat mich vertröstet«, flüsterte Jane. Sie hob die Schultern. »Ich will die Hoffnung nicht aufgeben.«
»Das solltest du auch nicht.«
»Bald wird es dunkel«, sagte sie leise. »Dann werde ich mich wieder verwandeln.«
»Sollen wir noch warten?«
»Es wäre besser.«
»Spürst du denn schon etwas?«
Sie nickte. Ihr Schädel bewegte sich dabei heftig. Auch das bleiche, spinnennetzartige Haar zitterte dabei.
Der Fahrer beherrschte sein Metier. Er stoppte den schweren Wagen, ohne daß es groß auffiel. Wir hatten abgemacht, daß er hinter dem Lenkrad sitzenblieb. Suko, der neben ihm gesessen hatte, verließ das Fahrzeug zur gleichen Zeit wie ich.
Neben dem Wagen blieben wir stehen. Ich schaute auf den wartenden Flieger, in dessen Cockpit bereits der Pilot saß.
»Ist sie schon…?«
»Sie wird sich verwandeln, Suko. Und so lange sollten wir noch warten, meine ich.«
»Okay.«
Der Pilot winkte aus dem Cockpit. Das Zeichen galt uns. Ich ging hin und ließ meinen Freund als Wache am Wagen zurück. »Was ist denn? Ich will starten!«
»Warten Sie noch.«
Der Mann lachte mich aus. Er hatte sich nach rechts gebeugt, trug bereits seinen Helm und war startklar. »Das müßte ich mit dem Tower ausmachen, Mister.«
»Dann tun Sie es.«
Er hatte am Klang meiner Stimme gehört, daß ich es sehr ernst meinte. »Gut, wie Sie wollen.«
Ich ging zu Suko zurück. »Hast du nach Jane geschaut?«
»Noch nicht.«
»Gut.« Ich öffnete die Seitentür und hörte Janes scharfes Atmen.
Unterbrochen wurde es durch ein Stöhnen. Jane hatte sich auf den Sitz gelegt. Ihre Hände zerwühlten das weiße Haar des Schädels.
Jane quälte sich, erlitt Schmerzen, und ich bekam mit, wie die wächserne Bleichheit des Schädels allmählich verschwand.
Das normale Gesicht schob sich darüber. Die Haare verwandelten

sich ebenfalls zurück. Sie bekamen wieder die blonde Farbe, die mich an reifen Kansas-Weizen erinnerte.

Jane drehte sich auf den Bauch und preßte ihr Gesicht in das Polster.

»Wie geht es dir?«

Eine dumme Frage, aber ich wollte irgend etwas sagen. In Augenblicken wie diesen kam ich mir so schrecklich hilflos vor. Ich konnte nichts tun, Jane mußte die Verwandlung allein durchstehen.

Dann richtete sie sich auf.

Wir starrten uns an. Meine Lippen zuckten und formten sich zu einem Lächeln. »Alles okay, Jane?«

»Fast.«

Ich streckte ihr meine Hand entgegen, die sie ergriff und sich von mir hochziehen ließ. Ihr Gesicht war noch gezeichnet. Auf den Wangen hatten sich rote Flecken gebildet.

»Ich habe noch immer das Zittern«, sagte sie mit einer Stimme, die sich anhörte, als wüßte Jane nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

»Es ist wie Gummi in den Knien.«

»Das kann ich verstehen.« Ich half Jane aus dem Wagen. Suko strahlte sie an.

»Hallo«, sagte Jane. »Ich sehe schrecklich aus, nicht?«

Ich strich über ihre Wange. »Du siehst gut aus, Mädchen, wirklich gut.«

»Nun ja.« Sie schaute auf die flache Maschine. »Damit soll ich fliegen?«

»Extra für dich.«

»Und wie geht es dann weiter?«

»Man wird dich abholen. Sir James hat in London alles in die Wege geleitet. Das ist was für ihn, du kennst ihn doch. Organisieren, Schwierigkeiten aus dem Weg räumen, da fühlt er sich wohl. Auch die NATO spannt er mit ein.«

»Daß so etwas überhaupt möglich ist…«

»Du kennst ihn eben nicht. Er besitzt weitreichende Beziehungen, glaube es mir.«

»Sicher.«

Der Pilot winkte wieder. Dann stieg er aus seinem Cockpit und brachte gleich für Jane die Kombination und den Helm mit. »Eine Frau«, sagte er und stellte sich vor. »Das ist wirklich eine Überraschung.«

Jane reichte ihm die Hand. »Ich hoffe, wir vertragen uns während des Fluges, Major Roberts.«

»Das will ich wohl glauben.« Er schaute auf seine Fliegeruhr.

»Wir müssen starten.«

»Meinetwegen«, sagte ich.

Jane verabschiedete sich von uns. Sie umarmte zuerst Suko, dann

fragte sie mich: »Und was habt ihr vor? Weshalb fliegt ihr nicht mit nach London?«
»Wir bleiben hier in einer Warteposition.«
»Ein neuer Job?«
»Bestimmt.«
»Dann alles Gute.« Jane umarmte und küßte mich. Danach mußte sie in die Kombination schlüpfen, die sie fast so aussehen ließ wie eine Raumfahrerin.
Zwei Minuten später rollte die Maschine an. Vollgas. Wir schauten ihr nach, bis sie abhob und im dunkelgrauen Himmel verschwand.
»Gute Reise, Jane«, murmelte ich mit etwas betrübter Stimme, was Suko zu einem Schulterschlag und einer Bemerkung veranlaßte.
»Sei nicht deprimiert, Alter. Es wird schon klappen.«
Ich strich mein Haar gegen den Wind. »Wir wollen es hoffen.«
»Wie geht es weiter?«
»Wir bleiben hier und warten in der Offiziersmesse auf weitere Nachrichten. Übernachten können wir hier auch. Uns steht ein Doppelzimmer zur Verfügung.«
»Ich würde mir gern eine neue Hose und frische Unterwäsche kaufen. Auch das Hemd hat nur noch Putzlappenwert.«
»Können wir hier besorgen.«
Unsere Koffer waren in der zypriotischen Erde verschwunden, zusammen mit einem Geländewagen, in dem unser Führer, ein Mann namens Line Dorchester gesessen hatte. Durch die Kraft des roten Skeletts hatte sich vor unseren Augen die Erde aufgetan und den Wagen samt Fahrer kurzerhand verschluckt.
Der Chauffeur hatte gewartet. Wir gaben ihm ein Zeichen und stiegen vorne ein.
Er wußte, wo er hinzufahren hatte. Er lenkte den Kastenwagen auf die Reihe der flachen Bauten zu, auf deren Dächern Antennen silbrig blitzten.
Wir wußten nicht, worum es ging. Sir James hatte es sehr spannend gemacht und erklärt, daß er sich mit uns in Verbindung setzen wollte, das war alles.
Wir hielten vor einem gläsernen Eingang. Lampen strahlten helles Licht in die Dunkelheit und hinterließen auf dem grauen Boden breite Lanzen.
Der Fahrer verabschiedete sich, als wir ausstiegen. Jemand öffnete die Glastür von innen, nahm Haltung an und grüßte.
Ich konnte mir ein Grinsen nicht verbeißen, als ich die schmucke Uniform des Mannes sah. In unseren dreckigen Klamotten kamen wir uns vor wie die letzten Penner.
Empfangen wurden wir von einem etwa fünfzigjährigen Mann, der sich als Commander Clayton vorstellte. Er wollte uns in die

Offiziersmesse geleiten, da hatten wir beide Einwände.
»Wenn eben möglich, möchten wir uns frisch machen und die Kleidung wechseln.«
»Wir haben hier ein Geschäft.«
»Das ist gut.«
Der Laden wurde extra für uns aufgeschlossen… In unserem Zimmer nahmen wir eine Dusche und zogen die neuen Sachen an.
Ich war schon fertig, als Suko sich noch unter den Strahlen drehte.
Während ich durch das Fenster auf den weiten Platz mit den dort abgestellten Flugzeugen schaute und auch in die blauweißen Lichtstreifen der Laternen, rauchte ich eine Zigarette und dachte darüber nach, wie es weitergehen würde.
Das Problem Jane Collins war gut bewältigt worden. Nur – was hatte sich Sir James für uns wieder ausgedacht? Warum hielt er uns hier fest? Gab es weiteren Ärger auf der geteilten Insel?
»Ist schon eine Nachricht aus London eingetroffen?« fragte Suko, der die Dusche verlassen hatte und haaretrocknend den kleinen Raum betrat.
»Noch nicht.«
»Der Alte läßt sich wieder einmal Zeit.«
»Wieso? Uns geht es gut.«
»Für länger möchte ich hier nicht bleiben.«
»Das brauchst du nicht.« Ich drehte mich um und schluckte mit den Fingern. »Sollen wir raten, wohin uns der Flug führen wird?«
»Nein.«
»Weshalb nicht?«
»Weil ich nicht weiß, ob es überhaupt ein Flug sein wird. Es ist doch möglich, daß wir im Lande bleiben.«
»Stimmt auch.«
»Na bitte.«
Das Zimmer war mit einem Telefon ausgerüstet. Als es klingelte, hob ich ab und hörte die Stimme des Commanders.
»Aus London wurde angerufen. Können Sie in zehn Minuten in der Offiziersmesse sein?«
»Natürlich.«
»Dann wird sich Sir James wieder melden.«
»Es geht los«, sagte ich zu Suko, der vor einem Spiegel stand und sein Haar kämmte.
Er runzelte die Stirn. »Jetzt schon?«
»Ja, wir werden in zehn Minuten angerufen. Dann löst Sir James endlich das Rätsel.«
»Okay!« Suko streifte seine Jacke über und sah mich schon an der Tür stehen. »Wo willst du hin?«
»Ins Casino.«

Suko verzog die Lippen. »Da sehe ich ja nur Uniformen.«
»So ist es.«
Der Commander hatte jemanden geschickt, der uns abholte. Er stand schon dicht hinter der Tür, die ich aufzog. Beide hatten wir nicht damit gerechnet und erschraken.
Der junge Mann trat hastig zurück und wollte grüßen. Ich winkte ab. »Lassen Sie das.«
»Sehr wohl, Sir.«
Drahtig und gleichzeitig steif marschierte er vor uns her, während ich mich lässig gab und beide Hände in den Hosentaschen vergraben hatte. Das Casino empfing uns mit einer unauffälligen Eleganz. Die dort Anwesenden versuchten, sich lässig zu geben, schafften es nicht so ganz, weil sie ihr Offiziersgehabe nicht ablegen konnten. Das klappte wahrscheinlich nur bei irgendwelchen Saufabenden oder Kameradschaftstreffen, die ja auch stattfanden.
Als Zivilisten wurden wir mit etwas kühlen Blicken bedacht, das änderte sich auch nicht, als uns der Commander freundlich lächelnd entgegenkam. »Da sind sie ja«, sagte er und räusperte sich. Er schaute auf die Uhr. »Ich schätze, daß es bald soweit sein wird.«
»Haben Sie einen Drink für mich?«
»Natürlich, Mr. Sinclair. Womit kann ich dienen?«
Ich spürte das Verlangen nach einem Scotch. Whisky aus Schottland, das war jetzt richtig, nach all dem Theater, das hinter uns lag.
Suko bat um Tee, der sofort zubereitet wurde.
Ich bekam meinen Whisky an der Bar, wo unter anderem auch ein Telefon stand. Der Keeper oder Mixer gehörte zu den unteren Dienstgraden, war kein Offizier und verhielt sich dementsprechend reserviert.
Clayton war neben mir stehengeblieben. »Cheers«, sagte er und hob ebenfalls sein Glas.
Ich nickte, wir tranken, und ich freute mich über den ersten Schluck des guten Scotch.
Zu einem zweiten kam ich nicht, denn das Telefon klingelte. Der Commander hob ab, sagte Sir James' Namen und reichte mir den Hörer. »Ja, hier Sinclair.«
»John, es ist gut, daß Sie noch auf Zypern sind. Hat mit Miß Collins alles geklappt?«
»Sie ist gestartet.«
»Wunderbar, dann wäre dieses Problem also aus der Welt geschafft worden.«
»Sir, inwiefern wäre Jane zu einem Problem geworden?«
»Für Ihren neuen Fall.« Die Stimme des Superintendenten klang ziemlich dünn, ich mußte mich beim Zuhören sehr anstrengen. »Es geht um eine heikle Sache. Man muß sie sehr vorsichtig angehen. Die

Reise wird Sie in den Ostblock führen.«
Jetzt war ich von Socken. »Was?«
»Ja, nach Zagreb.«
»Das ist in Jugoslawien.«
»Genau. Sie werden am Flughafen von Zagreb erwartet. Es ist der Polizeichef persönlich, der Sie beide abholt. Sein Name lautet Michael Mitic.«
»Gut, Sir, werde ich behalten. Worum geht es denn?«
»Sie sind offiziell gar nicht da, und offiziell wird auch alles von den Behörden herabgespielt. Tatsächlich aber sind die Menschen sehr beunruhigt, denn in Zagreb gibt es eine Sekte, zu der vor allen Dingen junge Leute gehören. Soviel ich weiß, sind bereits fünfzehn Selbstmorde verübt worden. Und alle auf makabre Art und Weise.«
»Keine Morde?«
»Nein, wie ich sagte, es waren Selbstmorde. Über die Motive wird Ihnen Mitic mehr berichten können. Man hat sich auf diplomatischem Wege und sehr behutsam an uns gewandt, aber die genauen Details werden Sie in Zagreb bekommen.«
»Wann fliegen wir?«
»Ich habe alles in die Wege geleitet. Sie bekommen eine Privatmaschine, die von dem NATO-Stützpunkt starten wird. Schwierigkeiten wird es nicht geben.«
»Zagreb also«, murmelte ich. »Warum auch nicht? Wir waren ja lange nicht mehr in Jugoslawien. Mit den Templern hat dies zufälligerweise nichts zu tun?«
»Das weiß ich nicht, John. Jedenfalls scheinen die Kollegen sehr unter Druck zu stehen. Tun Sie Ihr Bestes.«
»Das werden wir versuchen. Ist sonst noch etwas, Sir?«
»Nein, das ist alles.«
»Wir melden uns dann wieder.«
»Ich warte.«
Als ich auflegte, stand auch Suko neben mir. »Wohin fliegen wir? Oder bleiben wir hier?«
»Zagreb.«
»Was?« Er runzelte überrascht die Stirn. »Jugoslawien?«
»Genau.«
»Um was geht es da?«
»Ich weiß auch nichts Genaues, aber man wird uns einweihen.«
Commander Clayton meldete sich. »Jedenfalls können Sie morgen früh von hier aus starten.«
»Danke.« Ich trank das Glas leer und schloß für einen Moment die Augen.
Ruhe, dachte ich, wann werden wir die einmal haben? In diesem Leben wahrscheinlich nicht mehr…

***

Maria hockte in ihrem kleinen Zimmer, wo nur eine Lampe brannte.

Das Licht fiel so, daß auch der an der Wand hängende Spiegel aus der Dunkelheit gerissen wurde.

Sie sah sich in der Fläche, betrachtete ihren nackten Körper und stellte fest, daß sie etwas Speck angesetzt hatte. Wie ein kleiner Gummiring umgab er ihre Hüften.

Was sollte das alles, es kam jetzt auf ganz andere Dinge an. Sie hatte die Todeskarte gezogen und kannte auch die Spielregeln, die besagten, daß sie innerhalb von drei Nächten der großen Sehnsucht Folge leisten mußte…

Nicht einfach so, nein, es gehörte ein bestimmtes Ritual zum Sterben dazu, das die Darker als ihr Gesetz bezeichneten.

Maria ging auf das Bett zu, wo die Wäsche lag. Sie griff zu dem schwarzen Slip, schlüpfte hinein und nahm dann den dünnen Pullover, den sie überstreifte. Auch er war schwarz, ebenso wie der wadenlange Rock und die Strümpfe.

Die dunkle Farbe ließ die Bleichheit ihres Gesichts noch kräftiger erscheinen, aber auch das würde bald verschwinden. Maria setzte sich an den kleinen Tisch und holte aus einer Schublade eine Dose mit schwarzer Schminke. Mit den Fingerkuppen tupfte sie kleine Portionen auf ihr Gesicht, um sie dann zu verreiben. Ihre Bewegungen waren langsam, der Ausdruck ihres Gesichts blieb glatt. Der Blick hatte etwas Verlorenes an sich, eben wie bei einer Person, die längst mit dem Leben abgeschlossen hatte.

Nach ein paar Minuten war kein heller Hautflecken mehr zu sehen.

Als nächstes lackierte Maria ihre Fingernägel. Natürlich schwarz.

Der Lack besaß einen matten Glanz und trocknete rasch. Maria stand auf, holte ihre schwarzen Handschuhe und streifte sie über.

So angezogen, schaute sie in den Spiegel. Wäre sie eine Fremde gewesen, hätte sie sich vor sich selbst erschreckt, so aber nickte sie sich zu, weil sie zufrieden war.

Bis auf eine Kleinigkeit. Der Mund hob sich farblich noch zu sehr von der Schwärze des Gesichts ab. Sie nahm den ebenfalls schwarzen Lippenstift und malte sich die Lippen damit an.

Jetzt war sie zufrieden.

Zagreb gehörte zu den nördlichsten Großstädten des Landes.

Dementsprechend konnten die Nächte im März kühl sein. Maria zog sich deshalb eine Jacke an. Eine schwarze – natürlich.

Sie streifte die Jacke über und schloß nur den Mittelknopf. Den Griff der Tür bekam sie zu fassen, ließ die Finger auf dem Griff liegen und drehte sich noch einmal um. Ihr Blick fiel zurück in das Zimmer.

Es war klein, doch gemütlich. Das Bett, der Schrank, der Schminktisch, die Puppen, Plüschtiere aus den Kindertagen, die auf

einem Regal standen und sie jetzt mit ihren dunklen Knopfaugen traurig anschauten, als wüßten sie genau, daß ihre Besitzerin nie mehr in dieses Zimmer zurückkehren würde.

Auch Maria dachte ähnlich. Ein etwas scheues und verloren wirkendes Lächeln legte sich auf ihren Mund. Jetzt wäre noch Zeit gewesen, den Weg wieder zurückzugehen, aber das konnte sie nicht.

Wer zu den Finsteren gehörte, der war ihnen mit Leib und Seele verschrieben, so auch Maria, die in zwei Tagen neunzehn Jahre alt wurde.

Zeit ihres Lebens hatte sie in diesem Zimmer gelebt. Als Kind, dann als Jugendliche und schließlich als junge Erwachsene. Nun war Schluß – endgültig. Auf sie wartete die andere Seite der Nacht, ein Reich, das für die Finsteren geschaffen war.

Vor ihr waren auch schon einige Freunde in dieses Reich gegangen, und sie fühlten sich dort sehr wohl, denn sie hatten sich gemeldet und von einem Glück berichtet, das es auf der normalen Erde nicht gab.

Das mußte man erlebt haben…

Maria würde es erleben. In nicht allzu langer Zeit war es soweit.

Sie hatte sich bewußt für diese Nacht entschlossen, weil sie ihrem Vorhaben entgegenkam.

Es war eine dieser dunklen Nächte, wo der tiefgraue Himmel mit der Finsternis verschmolz und den Ort damit einbettete.

Marias Zimmer lag in der ersten Etage des kleinen Hauses, in dem ihre Eltern lebten. Wenn sie das Haus verließ, mußte sie am Wohnzimmer vorbei, aber es gab auch einen anderen Weg.

Rechts lag die Treppe. Maria wandte sich nach links, wo am Ende des Flurs die Umrisse eines Fensters zu sehen waren. Vor dem grauen Rechteck der Scheibe blieb sie stehen und tastete nach dem Fenstergriff, der sich leicht nach unten drehen ließ.

Sie mußte zweimal ziehen, dann schwang ihr das Fenster entgegen, zusammen mit einem kühlen Luftstrom, der ihr Gesicht umschmeichelte. Die Fensterbank war an beiden Seiten sehr schmal, sie eignete sich kaum für eine Kletterei, aber Maria brauchte die äußere nur als Stütze, denn von ihr aus konnte sie auf den Sims treten und von dort auf das Überdach der Haustür springen.

Im Sommer waren die Fassaden begrünt. Im Spätherbst fielen die meisten Blätter von den Rankenpflanzen ab. Einige vertrocknete raschelten, als sich Maria an ihnen entlangschob und dabei stets auf dem Sims blieb.

Nach ungefähr zwei Metern stand sie direkt über dem Schutzdach der Hintertür.

Bei den ersten nächtlichen Ausflügen hatte sie noch Angst verspürt. Jetzt besaß sie Routine, ließ sich fallen; ihr Rock bauschte sich im Gegenwind auf. Sie landete auf dem Vordach und sprang von dort aus

in den Garten.

Der schmale Weg führte parallel zu einem Beet entlang, das noch ein winterliches Braun zeigte. Maria lief an der Westseite des Gartens entlang, erreichte das kleine Tor an der Rückseite, drückte es auf und schloß es hinter sich.

Zum erstenmal überkam sie das Gefühl, alles hinter sich gelassen zu haben. Sie dachte noch kurz an den Brief, den sie ihren Eltern hinterlassen hatte, dann lächelte sie, weil sie sich plötzlich auf die Zukunft freute. Sie würde ein anderes Leben erringen, eingehen in den gewaltigen Kosmos und dort die Stufen erreichen, von denen gesprochen worden war.

Gab es etwas Schöneres als die Sehnsucht nach dem Tod?

Für sie nicht…

Der Garten führte an einem schmalen Feldweg vorbei. Dahinter lagen Feuchtgebiete und versumpfte Felder.

Der Weg war ausgefahren und ausgetreten. Das Mädchen lief ihn in östliche Richtung und gelangte schließlich an eine Kreuzung, wo eine etwas breitere Straße einen Schnittpunkt mit dem Pfad bildete.

Dort blieb Maria stehen, schaute sich um und sah den buckligen Schatten in der Deckung eines mächtigen Eichenstammes.

Das war der Wagen!

Sie hatten diesen Treffpunkt vereinbart. Damit sie nicht zu lange laufen mußte, wollte man sie zu ihrem Ziel fahren. Maria lief auf den Schatten zu.

Bevor sie ihn erreichte, schwang die Beifahrertür des VW-Käfer auf, und Maria konnte einsteigen. Aufatmend drückte sie sich in den Sitz. Kaum hatte sie die Tür geschlossen, als der Fahrer schon startete. Er war ebenso dunkel geschminkt wie das Mädchen. Nur das Weiße in seinen Augen stach hervor.

Die beiden sprachen kein Wort miteinander. Sie wußten, worauf es ankam, und vielleicht war der Fahrer sogar der nächste, der den Weg in die Welt der Schatten ging.

Er fuhr ohne Licht. Keiner der Finsteren wollte auffallen, denn Aufsehen hatten sie leider schon genug erregt. Die Todesfälle waren nicht nur von der nationalen Presse ausgeschlachtet worden. Auch auf internationaler Ebene interessierte man sich dafür.

Sie sprachen nicht. Die Fahrt führte am Stadtrand von Zagreb vorbei. Einmal überquerten sie auf einer alten Steinbrücke einen schmalen Bachlauf, dann tauchten sie in ein kleines Wäldchen ein und bogen dahinter nach links ab. Sie näherten sich wieder der Stadt, über deren Häusermeer ein schwacher, heller Schein schwebte.

Am Himmel hatten die Wolken regelrechte Meere gebildet, die das Licht der Gestirne verdeckten. Auch der Mond war nicht zu sehen, von den Sternen nicht zu reden.

Die Straße war eng und für den Durchgangsverkehr nicht geeignet. Aber sie führte zum Ziel.

Nach etwa zwei Minuten Fahrt ging der Mann neben Maria vom Gas. Jetzt schaltete er auch die Scheinwerfer ein.

Der Lichtteppich berührte an der linken Seite eine alte, verwitterte Steinmauer, an der Moos und Pflanzen eine grüne Schicht hinterlassen hatten. Die Mauer sah so aus, als würde sie ein bestimmtes Gelände umfrieden, und das stimmte auch.

Der Wagen stoppte. Erst jetzt sagte der Fahrer etwas. Er drehte Maria auch sein dunkles Gesicht zu.

»Grüß mir die anderen, wenn du bei ihnen bist. Sage ihnen, daß ich kommen werde.«

»Ja, das mache ich.« Maria stieg aus und wollte gehen, doch der Fahrer hielt sie zurück.

»Du hast noch etwas vergessen.«

Maria, beugte sich vor, eine Hand dabei auf den Türholm gelegt.

»Ich wüßte nicht…«

»Das hier.« Der Mann hatte in seine Jacke gegriffen und etwas hervorgeholt, das in seiner Innentasche steckte.

Es war eine schwarze Rose!

»Bitte…«

»Entschuldige!« flüsterte das Mädchen, »an sie habe ich nicht mehr gedacht.«

»Sie ist aber wichtig.«

»Ich weiß.« Maria streckte die Hand aus und nahm die Rose an sich. Sie umklammerte den dornigen Stiel, schlug die Tür zu und spürte den Schmerz, als sie sich gestochen hatte. Sie wechselte die Rose in die Linke und schaute sich ihren rechten Handballen an, wo noch der Dorn steckte.

Mit spitzen Fingern zog sie ihn hervor. Der VW war weitergefahren, sein lautes Motorengeräusch wurde allmählich von der Finsternis verschluckt. Blut quoll aus der Wunde. Maria leckte es ab und spürte den süßlichen Geschmack im Mund.

Sie lächelte, als sie an der Mauer entlangschritt, um das kleine Tor zu erreichen, das die lange Steinmauer unterbrach.

Es war schwarz lackiert, nicht geschlossen und stand zur Hälfte offen, eine Einladung für das Mädchen.

Maria zog es ganz auf, überschritt die Grenze und stand genau da, wo sie auch hingewollt hatte.

Auf einem Friedhof.

***

Es war ein Ort der Ruhe, des Todes, der Vergänglichkeit, wo dem Menschen klargemacht wurde, daß er aus Staub geschaffen worden

war und wieder zu Staub werden würde.

Unbeweglich blieb das junge Mädchen stehen. Es wirkte wie gemalt. Selbst die Rose stach aus ihrer Faust hervor.

Maria tastete sich mit den Blicken vor. Viel konnte sie nicht sehen, denn die Schatten der Nacht hüllten den alten Friedhof ein. Da standen die hohen Bäume, die ihre noch kahlen Äste wie zugreifende Totenarme über die Grabstätten hinweg ausstreckten.

Mahnmale an die noch Lebenden wuchsen vor Maria hoch. Viele Grabsteine waren sehr schlicht und einfach gehalten. Es gab aber auch andere, fast schon kleinere Kunstwerke, die noch aus dem vorigen Jahrhundert stammten.

Es waren die großen Familiengruften mit ihren kunstvollen Motivsteinen, die oft Szenen aus der Bibel zeigten.

Dorthin wollte das Mädchen nicht. Maria wußte genau, wohin sie zu gehen hatte. Ihr Grab war bereits von den anderen ausgesucht worden. Sie mußte nur nach dem Zeichen suchen.

Die Wege waren feucht und schmutzig. An manchen Stellen sanken ihre Füße auch tiefer in den Schlamm. Büsche bewegten sich, wenn der Nachtwind über sie hinwegfuhr. Maria hatte das Gefühl, die zitternden Zweige wollten sie auf dem Totenacker willkommen heißen.

Dunstschwaden zogen über das Gelände. Maria hörte außer ihren eigenen Schritten nichts, trotzdem hatte sie das Gefühl, nicht allein auf dem Friedhof zu sein.

ER würde auch da sein! ER würde alles überwachen und ihr zum allerletzten Schritt raten.

Man konnte den Friedhof in zwei Hälften einteilen. Auf der rechten Seite lagen die alten Gräber, auf der linken die neueren. Das war auch Marias Ziel.

Sie suchte mit ihren Blicken jede Grabstätte ab. Man hatte ihr das Ziel nicht vorher bekanntgegeben, sie würde es schon finden. Den Mittelweg verließ sie an einer Stelle, wo er sich mit einem schmaleren Pfad kreuzte.

Jetzt ging sie nach links. Die Rose hielt sie noch immer fest. Das Blut der kleinen Stechwunde hatte auf ihrem Handballen einen roten, feuchten Fleck hinterlassen.

Noch einmal leckte sie es ab, bevor sie einen bleichen Lichtschimmer sah, der von einer Taschenlampe stammen mußte.

Der Kegel fiel auf eine bestimmte Stelle. Sie genau war Marias Ziel. Etwas raschelte zwischen den in der Nähe stehenden Büschen, dann war es wieder still.

Maria hatte sich den Ort genau gemerkt, den der Lichtkegel angezeigt hatte.

Sie ging hin.

Es gab ihr ein beruhigendes Gefühl zu wissen, daß sie sich nicht allein auf dem Friedhof befand. Jemand würde zuschauen, wenn sie den letzten Weg zur Glückseligkeit ging.

Drei Gräber lagen nebeneinander. Auf einem fehlte das Kreuz.

Auf dieses Grab ging Maria zu. Und diese Grabstelle hatte noch eine Besonderheit. Ein schwarzer Schwan stand darauf. Er glänzte, als wäre er mit dunklem Lack angestrichen worden. Es war der Todesschwan…

Er war der Bote, der Überbringer. Er würde den Geist der Getöteten in die andere Welt schaffen und dafür sorgen, daß ihnen unterwegs nichts passierte.

Maria blieb vor dem Grab stehen. Nachdenklich betrachtete sie den Schwan.

Auf dem Grab wuchsen keine Blumen mehr. Wo sie einmal geblüht hatten, waren sie ausgerissen worden, die Erde wirkte dort wie aufgehäuft. Der Schwan stand so auf dem Grab, daß sein Schnabel auf Maria zeigte. Sie kannte das Ritual. Sehr bedächtig ließ sie sich auf die Knie fallen. Den Kopf des Schwans sah sie in gleicher Höhe dicht vor sich, und deshalb gab es für sie kein Zurück mehr…

Wind strich über den alten Friedhof. Er griff hinein in die dünnen Dunstschleier und trieb sie über die Gräber.

Irgendwo schrie ein Käuzchen seine klagende Melodie in die rabenschwarze Nacht.

Der Ruf verwehte…

Maria konzentrierte sich wieder auf die sie umgebende Stille, die plötzlich von Schritten unterbrochen wurde. Sie waren in ihrer Nähe aufgeklungen, hinter ihr…

Starr blieb das Mädchen hocken. Das Herz schlug schneller, ihr Gesicht hatte sie angehoben. Durch die dunkle Schminke verband es sich mit der Finsternis der Nacht, und nur das Weiße der Augäpfel stach fahl daraus hervor.

Die langen Haare bewegten sich zitternd im Wind. Es war feucht und ungemütlich. Wind und Kälte griffen durch Jacke und Pullover.

Die Schritte verstummten.

Noch immer sah Maria die Person nicht. Sie war hinter ihr stehengeblieben. Daß sie sich bewegte, erkannte Maria am Rascheln der Kleidung. Das Ritual mußte eingehalten werden.

Wieder erschien eine Hand. Maria hatte sie schon gesehen, als sie eine Karte aus dem Fächer zog. Auch jetzt wurde die Hand von einem schwarzen Handschuh verborgen.

Etwas löste sich zwischen den Fingern, flatterte dem Grab entgegen, berührte noch den gebogenen Schwanenhals und blieb auf dem Grab so liegen, daß Maria erkennen konnte, um was es sich dabei handelte.

Es war die Todeskarte!

Genau die, die von ihr gezogen worden war. Der Begleiter ins

Jenseits. Das Skelett stach vor dem helleren Hintergrund deutlich ab.
Eine furchtbare Figur, jemand, der den Tod über die Menschheit brachte. Auch für Maria.
Sie tat nichts. Unbeweglich blieb sie sitzen, atmete durch die Nase und wartete darauf, daß ihr etwas gereicht wurde.
Noch hielt sie die schwarze Rose fest. Das änderte sich, als sich ein Gegenstand über ihre rechte Schulter schob und in ihr Blickfeld geriet.
Es war eine Pistole!
Es hätte auch ein anderes Mordinstrument sein können, doch bei ihr hatte man sich für eine Pistole entschieden.
Maria klappte die Handflächen auseinander. Die Rose fiel auf die weiche Graberde, schien darin stehen zu bleiben, kippte jedoch zur Seite, als würde sie allmählich ihr Leben aushauchen.
Ohne sich umzudrehen, bewegte Maria den rechten Arm. Sie winkelte ihn an und bekam den Griff der Pistole in die Hand geschoben.
Sie umklammerte ihn, als wollte sie ihn nie mehr loslassen.
Wisperte der Wind oder war es eine Stimme, die ihr den entsprechenden Befehl gab?
»Tue es! Tue es jetzt! Drücke ab, dann wirst du den Weg in die andere Welt finden…«
Maria nickte leicht und hoffte, daß ihr Zeichen verstanden worden war. Gleichzeitig hob sie den angewinkelten rechten Arm an und führte die Hand mit der Pistole so weit vor, bis sie den Druck der Mündung an ihrer rechten Stirn spürte.
Für einen Moment erschauderte sie, als das kalte Metall ihre warme Haut berührte. Sie zitterte auch. Plötzlich durchfuhren sie heiße Schauer. Es war die Angst.
Doch dieses Gefühl besaß nicht die Kraft und Stärke, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Maria bewegte den Zeigefinger und krümmte ihn leicht, als sie den Abzug gefunden hatte.
Jetzt war es nur noch eine winzige Bewegung des Fingers, um an das ersehnte Ziel zu gelangen.
Auf einmal war die Angst verschwunden. Kraft durchströmte sie.
Maria richtete ihren Oberkörper auf. Sie wirkte in dieser Haltung sehr steif, und nur ihr rechter Zeigefinger bewegte sich.
Noch eine Idee zurück, noch ein winziges Stück.
Der Druckpunkt – dann der Schuß!
Er klang nicht einmal laut, und Maria selbst nahm ihn nicht wahr.
Die Kugel hatte sie getroffen, und sie blieb auch weiterhin in dieser steifen Haltung, als würde sie darüber nachdenken, ob sie kippen sollte oder nicht.
Zuerst rutschte die Waffe ab. Die Mündung glitt zuckend und intervallweise an der rechten Seite ihres Gesichts entlang, passierte

das Kinn, erreichte den Hals, und erst jetzt geriet auch der Körper in Bewegung. Als hätte man ihn leicht angetippt, so fiel er nach links und schlug schwer auf.

So blieb Maria liegen.

Sekunden vergingen. Nach der Schußdetonation waren einige Vögel aus dem Schlaf gerissen worden. Sie flatterten erschreckt hoch und stiegen in den Nachthimmel.

Danach trat wieder Ruhe ein.

Wenig später unterbrachen Schritte die Stille. Eine hochgewachsene, düstere Gestalt näherte sich der Leblosen. Für einen Moment blieb er neben ihr stehen, ein zischendes Geräusch drang aus seinem Mund, bevor er sich bückte, den starren Körper unterfaßte und ihn mit der oberen Hälfte auf das Grab schob, so daß der Schwan seinen Hals darüber reckte.

Maria wurden die Handschuhe ausgezogen und auf den Leib gelegt. Danach folgte die schwarze Rose.

Sie blieb zum Zeichen des Todes ebenfalls auf dem Körper des jungen Mädchens liegen.

Die Gestalt drehte sich um und schritt davon.

Wieder einmal hatte er gewonnen, und weitere Opfer würden folgen. Zagreb sollte zu einer Stadt des Todes werden…

***

Wir waren am frühen Morgen mit der kleineren Maschine gestartet, hatten das Mittelmeer überflogen, und es ging uns eigentlich ziemlich gut, denn beide hatten wir gut geschlafen.

Ich hatte noch London angerufen und erfahren, daß Jane Collins glücklich gelandet wai und sich wieder zu Hause bei Lady Sarah Goldwyn befand.

Auf uns wartete Zagreb.

Die Stadt liegt im Norden des großen Landes und nicht allzuweit von der ungarischen als auch der österreichischen Grenze entfernt.

Nördlich von Zagreb wuchsen kantige Berge hoch, die nicht ganz tausend Meter erreichten. Nach Österreich hin schirmten die Karawanken die Stadt gegen die oft sehr kalten Winde aus dem Norden ab, während der südliche Bereich eine Tiefebene bildete. Eingebettet in diese Ebene, schlängelte sich der Fluß Sava.

Der Flughafen lag südlich. Die kleine Maschine flog noch eine Schleife und sank dann ziemlich schnell, so daß einem schon angst und bange wurde.

Auch Suko zog ein besorgtes Gesicht, wie die übrigen Passagiere.

Einer betete sogar laut.

Es ging alles glatt. Mit einem leichten Schütteln und Holpern setzte der Pilot die Maschine auf die graue Betonpiste der Landebahn auf.

Wir hatten es geschafft.

Wie so oft verließen wir ziemlich zum Schluß die Maschine. Uniformierte standen an der Gangway, musterten jeden Passagier, sprachen aber keinen an, außer uns beiden.

Man las unsere Namen ab.

»Ja, das sind wir«, sagte Suko.

»Please come…« Mehr wurde nicht in unserer Heimatsprache gesagt. Wir hatten trotzdem begriffen und folgten den Uniformierten zu einem grauen Jeep, wo wir auf den hinteren Sitzen Platz nehmen durften. Der Wagen war mies gefedert und noch schlechter gepolstert.

Auf den Polizeichef Michael Mitic war ich gespannt. Bisher hatten wir mit den Funktionären des Ostblocks immer gut zusammengearbeitet. Nicht zuletzt dachte ich dabei an meinen russischen Freund Wladimir Golenkow, von dem ich lange nichts gehört hatte. Wenn die Behörden hinter dem Eisernen Vorhang etwas von uns wollten, zeigten sie sich gern kooperativ, obwohl ich Jugoslawien nicht unbedingt zu den Ostblockstaaten zählte, die nur stur nach Moskau blickten. Dafür gab es in diesem Land einfach zu viele Volksschichten, und auch von der Historie her war es doch sehr mit Österreich verwoben. Hinzu kamen die zahlreichen Touristen aus dem Westen, die im Sommer die Küsten des Landes regelrecht überschwemmten, weil man hier noch preiswert Urlaub machen konnte und für West-Devisen einiges geboten bekam.

Die grauen Bauten auf diesem Flughafen paßten sich der Farbe des wolkenbedeckten Himmels an.

Vom offiziellen Flugbetrieb blieben wir verschont und auch von den Kontrollen. Unser Fahrer lenkte den Wagen auf einen barackenähnlichen Bau am Rande des Flugfelds. Dahinter begann ein hoher Zaun mit elektronischen Sicherheitsanlagen.

Die breiten Fenster des Gebäudes sahen mir aus, als bestünden sie aus schußsicherem Material. Neben dem Eingang befanden sich schwach eingezeichnete Parktaschen.

Wir konnten aussteigen, wurden in den Bau geführt, liefen durch Gänge und erreichten schließlich das Zimmer, in dem Michael Mitic auf uns wartete.

Unsere beiden Begleiter machten Männchen, gaben ihre Meldung ab und wurden weggeschickt.

Der Uniformierte kam uns entgegen, begrüßte uns mit einem Händedruck, und wir bekamen Zeit, uns gegenseitig zu mustern.

Mitic war ein hochgewachsener Mann mit spärlichen, dunklen Haaren. Sein Oberlippenbart wuchs buschig, die Nase zeigte eine leichte Krümmung, die Augen blickten klar und forschend unter der ziemlich breiten Stirn.

»Ich freue mich wirklich, daß Sie gekommen sind.« Er sprach ganz

gut Englisch.
»Wo drückt der Schuh?« erkundigte ich mich.
Er deutete auf eine Sitzgruppe. »Bitte.«
Wir nahmen in den grauen Sesseln Platz, lehnten ein Getränk ab und warteten auf den Bericht des Polizeichefs.
Mitic schaute zu Boden. Er hatte seine Handflächen zusammengelegt, räusperte sich und hob die Schultern. »Das Problem«, sagte er leise, »ist sehr groß.« Er schaute zackig auf. »Fünfzehn Tote, meine Herren. Alles Selbstmorde junger Menschen. Es ist bereits durch die westliche Presse gegangen. Vielleicht haben auch Sie darüber gelesen.«
»Nein«, sagte Suko. »Wir waren in den letzten Tagen unterwegs.«
Ich kam zum Kern des Problems. »Welche Vermutung haben Sie?«
»Keine.«
»Ach.«
Mitic lächelte. »Offiziell nicht. Unsere Behörden spielen die Fälle nach außen hin hinunter. Nur keine Aufregung oder Panik. Das ist die Devise.«
»Und was denkt man inoffiziell?«
»Schlimmes«, sagte Mitic und verzog das Gesicht. Er holte eine Blechschachtel aus der Tasche und nahm eine dünne Zigarre hervor, die er mit einem Streichholz anzündete. Sein Gesicht verschwand hinter drei blaugrauen Rauchwolken. »Unsere Ermittlungen haben ergeben, daß sich die jungen Leute zu einer Sekte zusammengefunden haben und so etwas wie Todessehnsucht spürten.«
»Woher wissen Sie das?«
Der Polizeichef wedelte den Rauch zur Seite und erwiderte:
»Durch die gefundenen Abschiedsbriefe.«
»Können wir einen solchen Brief mal sehen?« fragte Suko.
»Sicher.« Mitic holte ihn aus der Innentasche. »Nur werden Sie ihn nicht lesen können, es sei denn, Sie verstehen jugoslawisch.«
»Leider nicht.«
»Darf ich ihn vorlesen?«
Wir nickten.
Michael Mitic faltete den Brief auseinander. Wir waren gespannt, das Knistern des Papieres erhöhte diese Spannung noch, und auf der Stirn des Kollegen sahen wir Schweißperlen glitzern.
»An meine Eltern. Dies ist die letzte Nachricht, die Ihr von mir erhalten werdet. Wenn Ihr diesen Brief gefunden habt und ihn lest, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Ich habe beschlossen, einen Weg zu gehen, der Euch möglicherweise ungewöhnlich, verrückt und auch unverständlich erscheint. Mir aber bringt er die Erfüllung. Ich gehe in ein anderes Reich, in eine andere Welt, denn ich fühle mich sehr von der Dunkelheit angezogen. Dort finde ich meine Heimat, da warten die anderen auf mich, um mich mit offenen Armen zu empfangen. In

dieser für Euch fernen, für mich aber nahen Welt finde ich mein Heil. Der Tod schreckt mich nicht, ich will ihn sehen, ich will ihm die Hand schütteln, und ihm soll auch meine Seele gehören. Um einen Gefallen möchte ich Euch noch bitten, den allerletzten. Begrabt mich bitte in meiner schwarzen Kleidung und legt mich in einen schwarzen Sarg. All dies wird mir auf der langen Reise behilflich sein. Eure Tochter Maria…«

Michael Mitic hatte uns den Brief vorgelesen. Seine Stimme war dabei immer leiser geworden. Jetzt, als er den Brief sinken ließ, holte er ein Taschentuch hervor und putzte sich die Nase.

Suko und ich sagten nichts. Wir starrten auf die blanke Tischplatte und auch auf den Ascher, an dessen Rand der Zigarillo festklemmte und langsam verqualmte.

Die Worte des jungen Mädchens waren erschreckend gewesen.

Wie kam eine Person wie diese Maria dazu, ihr Leben so einfach wegzuwerfen? Das konnte ich nicht begreifen. Wenn ich richtig darüber nachdachte, war der Brief sogar in einem fröhlichen Tenor geschrieben worden, als hätte sich die Person tatsächlich auf ihren Tod gefreut.

Mitic ließ das Taschentuch wieder verschwinden. »Nun, was sagen Sie dazu?«

»Erschreckend«, flüsterte Suko. »Auch für mich unbegreiflich.«

Der Polizist nickte. »Da sagen Sie etwas.« Seine Finger zitterten, als er sich mit beiden Händen durch das Gesicht fuhr. Er knetete seine Haut und gähnte. Dafür entschuldigte er sich bei uns.

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen«, sagte ich leise. »Jedenfalls ist Ihnen der Tod dieses Mädchens nahegegangen.«

»Da haben Sie wahrlich recht. Es ist nicht so, daß ich bei jedem Fall ähnlich reagiere, aber ich bin hier persönlich betroffen.«

»Wie das?« flüsterte ich.

»Diese Maria«, erwiderte er leise, »war meine Tochter…«

***

O verdammt, nur das nicht.

Suko und ich saßen starr. Wahrscheinlich dachten wir beide das gleiche, ohne es auszusprechen. Ich konnte einfach nicht mehr als ein »Es tut mir leid« sagen.

»Ja«, sagte er, »damit muß ich leben.« Er räusperte sich. »Heute hätte Maria Geburtstag gehabt, sie wäre neunzehn geworden. Es hat nicht sollen sein. Ich will Ihnen erklären, wie sie gefunden worden ist. Sie lag quer auf einem Grab und hat sich eine Kugel in den Kopf geschossen. Wir fanden eine schwarze Rose auf ihrem Körper. Auf dem Grab stand ein schwarzer Schwan, schwarze Handschuhe lagen neben der Rose. Alles Zeichen und Dinge, die wir auch bei den

vorherigen Toten gesehen hatten. Heute nachmittag wird Maria zu Grabe getragen.«

»So wie sie es wünschte?« fragte ich.

Mitic nickte. »Meine Frau hat es so haben wollen.«

»Dürfen wir mit zur Beisetzung gehen?« fragte ich leise.

»Ja.« Er nickte. »Ich bitte Sie sogar darum. Vielleicht sehen Sie etwas, jede Kleinigkeit ist wichtig.«

»Das meine ich auch. Was gab es an Spuren?«

»Immer die gleichen.«

»Haben Sie nie bemerkt, daß Ihre Tochter auch zu diesem Zirkel gehört?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, weder meine Frau noch ich. Maria lebte ziemlich eigenständig. Sie studierte an der hiesigen Uni Geschichte und Theaterwissenschaft…«

»Ist das ein Anhaltspunkt?« fragte Suko. »Sie sprachen davon, daß es junge Leute gewesen sind, die freiwillig aus dem Leben schieden. Haben Sie auf der Uni nachgeforscht?«

»Nein. Die Fälle werden von den Leuten, die über mir stehen, heruntergespielt. Bis jetzt. Man hat Sie nun kommen lassen, weil man von Ihnen hörte. Mittlerweile gehen auch andere Leute davon aus, daß es sich um schwarzmagische Riten handelt. Das läuft dann in Richtung Teufel und Satansmessen, glaube ich.«

»Sie sprachen von einer Sekte. Diese Sekten haben zumeist einen Führer. Kennen Sie Namen?«

»Wir kennen nicht einmal die Mitglieder. Wir wissen leider nicht, wie stark die Sekte ist. Das können zehn Mitglieder sein, aber auch hundert oder noch mehr. Wo wir auch hineinstoßen, es baut sich eine Wand des Schweigens auf.«

Ich hatte eine Frage. »Wie ist es möglich, daß so junge Leute eine Sehnsucht nach dem Jenseits oder dem Tod verspüren?«

»Das weiß ich nicht, Mr. Sinclair.«

Suko gab eine andere Antwort. »Man hat es Ihnen schmackhaft gemacht, John.«

»Ja, aber wer?«

»Keine Ahnung. Ich kenne die Verhältnisse nicht.« Suko schaute Mitic dabei an.

Der hob die Schultern. »Mir ergeht es ebenso. Niemand blickt durch, niemand will durchblicken. Manche Personen ignorieren diese Verbrechen auch. Von meinen Vorgesetzten im Ministerium bekomme ich keine Bestätigungen. Wo ich auch hinfasse, ich greife ins Leere. Mir kommt es jetzt noch wie ein kleines Wunder vor, daß Sie beide überhaupt vor mir sitzen.« Er hob die Schultern. »Wenn mir das jemand vor einer Woche gesagt hätte, dann hätte ich ihn ausgelacht. Wer immer dahinter steckt, ich will, daß er dingfest gemacht wird.«

Zur Demonstration seiner Worte schlug Mitic mit der Faust auf den kleinen Tisch, der zwischen uns stand.

»Wo könnten wir ansetzen?« überlegte Suko laut.

Ich hatte eine Idee. »In der Uni.«

Beide Männer blickten mich an. »Nicht schlecht«, meinte Suko.

»Fragt sich nur, wie wir den Kontakt herstellen.«

»Es wird schwer werden«, flüsterte Mitic. »Sie kommen so einfach nicht in diesen Kreis hinein. Schon an ihn heranzukommen, ist äußerst schwierig.«

»Klar.« Ich schaute zu Boden. »Wann wird Ihre Tochter zu Grabe getragen?«

»Heute nachmittag.«

»Wir können dabei sein?«

»Natürlich.«

»Und wir dürfen Ihre Tochter auch sehen?«

»Das ist klar.«

»Dann würde ich vorschlagen, daß wir während der Beerdigung die Augen offen halten.«

»Versprechen Sie sich viel davon?«

»Ja.« Ich nickte Mitic zu. »Überlegen Sie mal. Ihre Tochter hatte doch Bekannte, die es sich nicht nehmen lassen werden, von ihr Abschied zu nehmen. Ich bin davon überzeugt, daß wir aus dieser Sekte zahlreiche Mitglieder finden werden.«

»Möglicherweise sogar den Chef«, fügte Suko hinzu.

Mitic lachte freudlos. »Sie sind Optimisten.« Er schaute auf die Uhr. »Ich möchte Sie nicht drängen, aber Sie sollten jetzt in Ihr Hotel fahren.«

»Wie sieht es mit einem Leihwagen aus?« fragte ich.

»Ich werde versuchen, Ihnen einen Dienstwagen zu besorgen. Jedenfalls lasse ich Sie abholen.«

»Okay.«

Das Hotel lag in der Zagreber Innenstadt, auf einem kleinen Hügel, zu dem eine Nebenstraße hinführte. Die hellen Mauern hatte man frisch gestrichen.

Eine freundliche Frau empfing uns. Sie war Österreicherin und mit einem Jugoslawen verheiratet. Wir unterhielten uns mit ihr auf deutsch.

»Möchten Sie noch etwas essen?«

Suko nickte. »Ich ja.«

Ich war kein Spielverderber. Wir nahmen in dem kleinen Restaurant Platz. Ich entschied mich für ein Wiener Schnitzel. Suko für irgendeinen Eintopf. Über den Löffel hinweg schaute er mich an.

»Wie ist deine Meinung, John? Was denkst du?«

Ich hob die Schultern. »Das ist ein Gummiwandfall. Du rennst immer

gegen Wände und wirst wieder zurückgeschleudert.«
»Kann sein.«
»Wenn ich nur wüßte, wer hier die Fäden zieht?«
»Im Zweifelsfalle immer unser alter Freund Asmodis. Der Teufel hat sich sehr lange ruhig verhalten.«
Ich war nicht Sukos Meinung, widersprach ihm aber nicht, weil mir auch keine bessere Lösung einfiel. Das leckere Gericht stimmte uns dennoch friedlich.

***

In der Leichenhalle roch es nach Kerzen und Weihrauch. Mehrere Blumensträuße gaben ebenfalls einen strengen Geruch ab.
Der Bau war alt und feucht. An den Wänden hatten sich Wasserflecken gebildet.
Mitic begleitete uns. Er trug einen schwarzen Anzug. Der Schnitt war unmodern oder schon wieder modern, so genau konnte ich das nicht sagen. Mit leichenblassem Gesicht schritt er vor uns her und öffnete eine schmale Seitentür.
Sie führte in den Raum, wo die Tote aufgebahrt worden war. Man hatte den Sargdeckel noch nicht verschlossen. Der Sarg sollte auch offen in die Trauerhalle geschoben werden, damit alle Anwesenden von der Toten Abschied nehmen konnten.
Zunächst sahen wir uns das junge Mädchen an. Es hatte darum gebeten, in schwarzer Kleidung und in einem schwarzen Sarg beerdigt zu werden. Die schwarze Kleidung trug sie tatsächlich, ein dunkles Leichenhemd, aber der Sarg war nicht schwarz, sondern hellbraun.
Maria hatte sich die Kugel durch den Kopf geschossen. Die Wunde war noch zu sehen, auch wenn man versucht hatte, sie mit Schminke zu übertünchen.
»Das ist sie!« flüsterte Mitic. Seine Stimme klang erstickt; dann drehte er den Kopf ab und begann zu weinen.
Auch uns war es unangenehm. Sicherlich wäre der Mann in seinem Schmerz lieber allein gewesen, aber wir mußten uns die Tote einfach anschauen.
Suko und ich standen uns gegenüber. Der Sarg stand zwischen uns. »Zombie?« hauchte mein Freund?
»Ich weiß nicht.« Ein schneller Blick auf Mitic zeigte mir, daß der Mann uns den Rücken zudrehte und sich auch nicht dafür interessierte, was wir taten.
Ich griff unter die Kleidung und holte das Kreuz hervor. Wenn Maria zur schwarzmagischen Seite gehörte, würde sie eine Berührung mit dem Kreuz nicht überstehen.
Ich legte es auf ihre Hände!
Nichts geschah.

Kein Zucken, kein Schreien, kein Aufbäumen und Zusammenfallen, wie wir es schon erlebt hatten. Maria Mitic blieb starr liegen.

Sie war tatsächlich tot.

Ich ließ das Kreuz wieder verschwinden. »Keine Schwarze Magie«, sagte ich zu Suko.

»Glaubst du denn, daß wir es mit einem völlig normalen Fall zu tun haben?«

»Nein, das nicht. Aber er wird anders laufen als die letzten, zum Beispiel. Ich kann mir vorstellen, daß diese sich auf dem Weg dorthin befinden, verstehst du?«

»So halb«, lächelte er.

Mitic drehte sich wieder um. Er wischte über seine Augen.

»Haben Sie etwas entdecken oder herausfinden können?«

»Nein und ja.«

»Wieso?«

»Sie können beruhigt sein, Kollege. Ihre Tochter ist normal tot.«

Mitic starrte uns mit offenem Mund an. »Gibt es auch ein unnormales Totsein?«

»Ja, in gewisser Hinsicht.«

»Hören Sie. Ich bin nicht hier, um Scherze…«

»Es sind keine Scherze, Mr. Mitic. Dazu ist die Sache zu ernst. Haben Sie schon mal etwas von Zombies gehört, den lebenden Toten?«

»Ja. Im Westkino und…« Er senkte den Blick. »Ja, in unserem Land gibt es viele Legenden und Geschichten, in denen lebende Tote eine wichtige Rolle spielen. Ich weiß, daß es sie gibt oder geben soll, aber ich habe nie daran glauben können.«

»Dann wissen Sie es jetzt. Seien Sie beruhigt, Ihre Tochter wird nicht als Wiedergängerin zurückkehren.«

»Sehr tröstlich«, sagte er, drehte sich um und hörte, ebenso wie wir, die Stimmen vor der Tür.

»Wer ist das denn?«

Wir bekamen die Antwort prompt, als die Tür nach innen gestoßen wurde.

Da standen sie auf der Schwelle.

Die Finsteren aus der Selbstmord-Sekte. Sie waren zu sechst gekommen und hielten schwarze Rosen in ihren Händen…

***

Daß sie sich so etwas überhaupt trauten, zeigte mir, wie sicher sich diese Personen fühlten. Sie standen an der Tür. Zwischen uns befand sich der Sarg, in dem die Person lag, auf die es uns allen ankam.

Ich konnte mir vorstellen, wie es jetzt in Mitic aussah. Bestimmt fürchterlich; er stand auf der Stelle wie auf dem Sprung. Ein Vater hatte seine Tochter verloren und wurde nun mit den Personen

konfrontiert, die möglicherweise Mitschuld am Sterben der Tochter trugen.

Er holte tief Luft. »Geht weg!« keuchte er. »Verdammt noch mal, geht weg! Ich will euch nicht sehen, ihr…«

Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter und mußte ihn auch zurückreißen, als er vorgehen wollte. Suko stellte sich ihm ebenfalls in den Weg. »Keine Provokation, Mr. Mitic«, flüsterte der Inspektor.

Der Kollege nickte, legte den Kopf in den Nacken und starrte hoch zu der viereckigen Deckenleuchte. »Ja, ja!« stöhnte er, »ich werde mich zusammenreißen. Noch…«

Ich ließ ihn los. Mein Blick war dabei zur Seite gerichtet, so daß ich die sechs jungen Leute anschauen konnte. Sie waren zwar unterschiedlich gekleidet, wirkten auf mich mit ihrer schwarzen Kleidung uniformiert.

Schwarz waren die Kleider, schwarz die Mäntel der beiden Mädchen, und auch die jungen Männer steckten in schwarzer Kleidung.

Einer trug eine Lederjacke, die anderen Stoff Jacken. Mich interessierten die Mädchen, denn ihre Gesichter zeigten eine dunkelgraue Schminke, die wie dünne Schatten auf ihren Wangen lag.

Selbst die Fingernägel hatten sich die beiden schwarz lackiert, und es war auch klar, daß niemand mit blonden Haaren vor uns stand.

Möglicherweise waren sie sogar alle schwarz gefärbt.

Mitic hatte sich wieder gefangen. »Was wollt ihr?« fragte er zischelnd. »Weshalb seid ihr gekommen?«

Ein Mädchen trat vor. Es war pummelig. Ihre Haare wirkten durch das eingeschmierte Gel wie lackiert. Unter den Augen begannen die dunklen Schminkschatten und endeten erst an den Mundwinkeln. »Wir wollten Abschied nehmen«, sagte sie.

Ich verstand die Sprache nicht. Im nachhinein hatte Mitic uns das Gespräch übersetzt.

»Abschied?«

»Ja, von Maria!«

Mitic schüttelte den Kopf. »Ihr sollt keinen Abschied von meiner Tochter nehmen. Ich will euch hier nicht sehen, habt ihr verstanden?« Er streckte den Arm aus und wies mit dem Finger auf die Gruppe. »Ihr habt doch mitgeholfen, Maria in den Tod zu treiben. Eure verdammte Bande, die sich die Finsteren nennt. Geht weg, verschwindet von hier. Geht mir aus den Augen. Laßt meine Tochter wenigstens im Tod in Ruhe. Laßt ihr die Totenruhe!« brüllte er und ging mit wuchtigen Schritten vor.

Auch wir konnten ihn nicht mehr zurückhalten.

Die Sprecherin blieb stehen. Irgendwie hochnäsig schaute sie den verzweifelten Mann an. »Wollen Sie mich schlagen oder töten? Bitte, tun Sie es!«

Mitic blieb stehen. »Nein!« keuchte er, »ich werde mich nicht an euch vergreifen, ich nicht.«
»Wir fürchten den Tod nicht.«
»Das weiß ich.«
»Und deine Tochter hat ihn auch nicht gefürchtet. Sie hat schon längst nicht mehr zu ihren Eltern gehört. Sie stand auf unserer Seite. Die große Sehnsucht nach dem Jenseits war über sie gekommen und hielt sie fest umfangen. Sie hat das Glück gefunden, sie…«
»Raus!« flüsterte Mitic, um dann mit lauterer Stimme das Wort zu wiederholen. »Raus! Geht endlich raus! Ich will euch hier nicht sehen und auch nicht bei der Trauerfeier.«
»Keine Sorge, wir haben genug gesehen.« Die Sprecherin schaute auch uns an, und in ihren Augen leuchtete das Mißtrauen. Wahrscheinlich wollte sie fragen, wer wir waren, sie traute sich nicht, aber sie mußte gespürt haben, daß Suko und ich nicht gerade auf ihrer Seite standen.
Mitic sprang darauf an. »Daß sie tot ist?« keuchte er, »haben Sie das gesehen?«
»Ja!«
»Und wer von euch hat dafür gesorgt, daß sie umkam…«
»Niemand. Sie wollte ins Jenseits sehen. Sie liebte den Tod, er war ihr nicht fremd, ein guter Freund…« Die Sprecherin lächelte noch einmal kalt und schaute wieder in unsere Richtung. Ihre Blicke schienen uns durchbohren zu wollen.
Dann drehte sie sich um und ging. Die anderen folgten ihr schweigend. Die schwarzen Rosen wippten dabei in ihren Händen.
Mitic schaute ihnen nach. Er hatte den rechten Arm erhoben und sah aus, als wollte er ihnen hinterherwinken.
Ich sprach ihn an. Schwerfällig und wie unter einer Last stehend, drehte er sich um. Sein Arm senkte sich wieder. Unter dem Ärmel war die weiße Manschette hervorgerutscht. Er machte einen niedergeschlagenen, wenn nicht gebrochenen Eindruck.
Mit schleppenden Schritten trat er vor und blieb neben dem Sarg stehen. Seine Blicke tasteten die Leiche ab. »Maria!« keuchte er.
»Mein Kind. Du hast es nicht getan. Du hast keine Sehnsucht nach dem Tod gehabt. Nein, du nicht!« Er beugte sich tiefer, streckte die Arme aus und umfaßte mit beiden Händen die kalten Wangen der Toten, bevor er sie anhob und sein Gesicht gegen das ihre preßte.
Dann weinte er wieder.
Auch in meiner Kehle saß ein Kloß. Wir bekamen eine makabre Szene geboten. Ein Vater trauerte um seine Tochter, deren Tod er nicht begreifen konnte.
Irgendwann gingen wir zu ihm. »Kommen Sie, Mr. Mitic. Die anderen Trauergäste sind sicherlich schon da.«

»Ja, ja…«, flüsterte er und legte seine Tochter vorsichtig nieder, als wäre sie eine kostbare Porzellanpuppe.

Es gibt immer wieder Szenen im Leben, die einem Menschen unter die Haut gehen. So erging es mir in diesem Fall. Was wir eben erlebt hatten, gehörte zu den Dingen, die ich sicherlich nicht vergessen konnte. So etwas war makaberer, als würden fünf Vampire vor mir stehen und mich teuflisch angrinsen.

»Irgendwann, Maria, sehen wir uns wieder!« hauchte Mitic weinend und strich noch einmal über die kalten Wangen des jungen Mädchens. »Irgendwann.« Seine Stimme schwankte und zitterte ebenso wie die Fingerspitzen, mit denen er die kalte Haut berührte.

Dann ging er mit schlurfenden Schritten zurück. Er kam uns vor, wie um Jahre gealtert.

Suko und ich stützten ihn, als wir die Trauerhalle betraten, wo die große Eingangstür bereits geöffnet worden war und die ersten Trauergäste den Raum betraten.

Mitic riß sich wieder zusammen. Er wischte seine Augen trocken und blieb vor den Stühlen der ersten Reihe stehen. »Ich werde mich setzen«, sagte er leise. »Mein Schwager wird gleich mit meiner Frau erscheinen. – Wollen Sie auch…«

»Nein, wir werden der Feier nicht beiwohnen.«

»Aber Sie wollten doch…«

»Wir schauen uns draußen um. Vergessen Sie nicht, daß Freunde Ihrer Tochter gekommen sind.«

»Das weiß ich – und?«

»Ich weiß nicht, was sie vorhaben, aber wir werden sie auf jeden Fall beobachten. Sollten sie sich entscheiden, der Trauerfeier beizuwohnen, werden wir auch in der Halle sein.«

»Ich glaube nicht, daß sie kommen«, sagte Suko.

»Weshalb nicht?«

Er zeigte auf eine bestimmte Stelle an der Wand, wo ein schlichtes Holzkreuz hing mit dem Corpus Jesu. »Wer das glaubt wie diese Finsteren, der wird den wahren Werten abgeschworen haben. Da bin ich mir sicher.«

»Du kannst recht haben.«

Mitic hatte sich gesetzt. Er starrte ins Leere. Wir hörten das Scharren der Füße, als die Trauergäste den Raum betraten, das Schluchzen, das leise Weinen und das Putzen der Nasen.

Die Menschen trugen Schwarz. Viele Frauen verbargen ihre Gesichter hinter Schleiern. Wir kamen uns deplaziert vor. Suko drängte auch auf den Aufbruch, und so schoben wir uns an den Trauergästen vorbei durch die breite Eingangstür nach draußen.

Wenn man je von einem Beerdigungswetter hatte sprechen können, so war dies hier der Fall.

Es regnete zwar nicht, aber die Wolken am Himmel lagen sehr tief, als wollten sie mit ihren Unterseiten die kahlen Äste der Bäume berühren. Vor der Trauerhalle befand sich ein halbrunder Platz, der mit Kies und kleinen grauen Steinen bestreut war.

Hinter der Halle begann der Friedhof. Dort würde Maria Mitic begraben werden.

Vergeblich hielten wir Ausschau nach ihren Freunden. Ihnen hätte ich gern die entsprechenden Fragen gestellt und mir vor allen Dingen die Sprecherin hervorgeholt.

»Wie schätzt du die Finsteren eigentlich ein, John?«

»Das ist eine Sekte.«

»Weiß ich auch. Welche Ziele verfolgen sie? Nur in den Tod gehen? Das ist mir zu wenig.« Suko schüttelte den Kopf. »Die gehen nicht freiwillig in den Tod. Ich bin der Ansicht, daß ihnen jemand dazu die Aufforderung gegeben hat. Das kann auch der Teufel gewesen sein. Ich nehme an, daß sie Schwarze Messen abhalten oder ähnliches. Friedhöfe scheinen auch zu ihren Lieblingsorten zu gehören, und dann frage ich dich, welch eine Rolle spielt der Schwan, der auf dem Grab gefunden wurde? Was bedeutet er? Ein schwarzer Schwan?«

»Tut mir leid. Darüber habe ich nicht einmal nachgedacht.« Ich trat zur Seite, um einige Trauergäste vorbeizulassen. »Wichtig ist doch, daß wir uns um die Lebenden kümmern.«

»Die werden uns kaum etwas sagen.«

»Klar, das befürchte ich auch. Deshalb sollten wir die Spur auch an der Uni aufnehmen.«

»Einverstanden.«

Ein Mann im grauen Kittel stand auf der Türschwelle. Er rief uns etwas zu.

Wir schüttelten die Köpfe, er hob die Schultern und zog die Tür zu. Wir standen allein vor der Trauerhalle, aus der Orgelmusik drang, die auf meinem Rücken einen Schauer hinterließ. Ich mochte die dunklen, düsteren Melodien nicht.

»Sollen wir warten?« fragte Suko.

»Nein, ich würde mir gern das Grab ansehen, wo Maria hingebracht wird.«

»Und was hast du davon?«

»Weiß ich auch nicht. Ich frage mich nur, weshalb die sechs Finsteren da sind?«

»Rechnest du damit, sie am Grab zu finden?«

»Ja.«

Suko hob die Schultern. »Okay, ich bin einverstanden.«

Wo das Grab lag, wußten wir nicht. Ich ging davon aus, daß es trotzdem einfach zu finden war. Der Friedhof war nicht sehr groß, zudem aufgeteilt in zwei Hälften. In einen alten und in einen etwas

jüngeren Teil, wo heute noch Beerdigungen stattfanden.

Wir schritten über weiche schmale Pfade. Alter Baumbewuchs bildete über unseren Köpfen ein regelrechtes Dach.

Es war still. Selbst die Vögel pfiffen nicht, als wollten sie die Ruhe der Toten nicht stören.

Zumeist waren es schlichte Grabsteine und Kreuze, an denen wir vorbeischritten. Auf manchen standen Vasen. Aus ihren Öffnungen schauten die oft verwelkten Blumen.

Links begleitete uns eine wild wachsende Holunderhecke. Rechts war der Blick frei, und wir sahen auch, als wir über die flachen Gräber hinwegschauten, den frisch aufgeworfenen Lehmhügel.

»Da muß es sein«, sagte Suko.

Wir fanden einen Pfad, auf dem noch das unansehnliche Wintergras wuchs. Die Grabstellen in unmittelbarer Nähe gehörten zu den neueren. Schlichte Holzkreuze standen in dem weichen Boden, aber einige von ihnen lagen auf den Gräbern. Sie sahen aus, als hätte sie jemand einfach umgetreten.

»Wer macht denn so etwas?« fragte Suko. »Das ist ja schon die reinste Grabschändung.«

»Frag die Finsteren.«

»Glaubst du wirklich, daß sie…?«

»Natürlich.«

Ich schaute mich um, sah von den Mitgliedern der Sekte nicht einen schwarzen Haarschopf.

Die Umgebung des noch leeren Grabs war ziemlich frei. Nichts hinderte eigentlich unseren Blick. Wir blieben vor dem Grab stehen und schauten hinein.

Auf dem Boden schimmerten Pfützen. Das Wasser hatte einen lehmigen Farbton angenommen.

Das interessierte uns nicht. Unsere Blicke blieben auf den anderen Dingen haften.

Auf dem Boden des Grabes lagen sechs schwarze Rosen!

***

Sie boten einen ungewöhnlichen und makabren Anblick, denn man hatte sie so hingelegt, daß sie ein Sechseck bildeten.

»Ein Sechseck!« flüsterte Suko. »Weißt du, was das zu bedeuten hat?«

»Ja und nein.«

»Wieso?«

Ich schaute in die Tiefe, als ich die Antwort gab. Ein fetter Käfer krabbelte durch das Sechseck und verschwand an der Wand in einer schmalen Spalte.

»Wenn du dir die Zahl vergegenwärtigst, wirst du kaum etwas schwarzmagisches an diesem Symbol finden. Es gibt sechs

Wandelsterne, sechs Tage litt Christus für die Menschheit, sechs Flügel haben die Cherubim - das Paradies bewachende Engel - das Gesetz der alten Juden schrieb vor, sechs Tage zu arbeiten…«

»Du vergißt etwas, John?«

»Und was?«

»Daß es sechs böse Geister gibt.«

»Mehr, viel mehr.«

»Aber nicht, wenn du die Zahlenmagie als Grundlage nimmst. Da haben diese sechs Geister auch Namen.«

»Fallen dir welche ein?«

»Im Moment leider nicht. Wir sind beide keine Spezialisten für Zahlenmagie. Aber ich weiß, John, daß diese sechs Geister existieren. Möglicherweise sind sie der Grund für die Jenseits-Sehnsucht dieser verfluchten Sekte.«

Ich lächelte knapp. »Da haben wir noch einen Grund, sie zu fragen.«

Suko bückte sich neben mir und stemmte sich mit einer Hand am Grabrand ab.

»Was hast du denn vor?«

»Ich will mir die Rosen mal anschauen.« Bevor ich noch etwas erwidern konnte, war Suko bereits in das Grab gesprungen und dicht neben dem Sechseck gelandet.

Ich blieb an der Schmalseite stehen, beugte mich vor und legte dabei meine Hände auf die Oberschenkel. Suko bückte sich bereits nach den Rosen.

Da erwischte es mich.

Ich bekam einen harten Schlag in den Rücken, einen überraschenden Treffer, der mich nach vorn katapultierte. Da ich am Rand des Grabes stand, rutschte ich über die Kante hinweg und fiel in den offenen Schacht. Ich rief Suko noch eine Warnung zu. Er kam nicht so schnell weg, ich prallte gegen ihn. Wir gerieten beide aus dem Gleichgewicht, fielen aber nicht hin, sondern wurden von der Grabwand aufgehalten.

»Verdammt!« schimpfte Suko, »was ist los?«

Ich brachte die rechte Hand auf den Rücken und tastete nach der getroffenen Stelle. »Da hat es mich erwischt. Jemand muß mir etwas ins Kreuz geworfen haben.«

»Ach – und wer?«

Ich schaute nach oben. Auch Suko folgte meinem Blick. Die Antwort gaben uns die Gestalten, die am Rand des Grabes erschienen waren und es umkreist hatten.

Sechs schwarze Gestalten – die Finsteren!

***

Sie nahmen uns sogar das Licht, und wir hatten das Gefühl, als würden ihre Schatten wie leichte Vorhänge auf uns niederfallen.

Ihre Gesichter glichen starren Zeichnungen, die einen dunklen Hauch von Tusche bekommen hatten.

Die Augen wirkten leb- und auch gnadenlos. Sie starrten in die Tiefe. Ihre bösartigen Blicke tasteten uns ab, und die Lippen verzogen sich bei ihnen zu nach unten gekrümmten Halbmonden.

»Was soll das?« rief ich ihnen entgegen.

Sie gaben keine Antwort. Statt dessen bewegten sie sich so, daß wir ihre Arme sehen konnten.

Ein jeder von ihnen umklammerte mit der rechten Hand den Stiel einer Schaufel.

Plötzlich bewegten sie sich. Bevor wir uns versahen, hatten sie die Schaufeln in den Lehmhaufen gestoßen und schleuderten Dreck auf uns nieder.

Wir wurden überrascht, bekamen die ersten Ladungen mit. Der Lehm klatschte naß und schwer auf unsere Körper. Beide duckten wir uns, fluchten und hörten ihre wütenden, fast kreischenden Stimmen.

»Ihr habt es entweiht! Ihr habt es entweiht! Ihr habt es entweiht!«

Und immer wieder sprachen sie die Worte. Voller Haß, Wut und Zorn. Dabei stießen sie die Schaufel in den Lehmhaufen und schleuderten den Dreck auf uns nieder, als wollten sie uns bei lebendigem Leibe begraben.

Ich sprang mit einem Satz zurück, bis ich mit dem Rücken gegen die Grabwand prallte. Dadurch entwischte ich einer schweren Ladung, die dicht vor mir nach unten regnete und noch auf meine Schuhspitzen klatschte.

Suko stand mir schräg gegenüber. Auch ihn hatte es erwischt. Der nasse Lehm klebte an seiner Kleidung und hatte sich auch in den Haaren festgesetzt.

Die sechs Finsteren befanden sich in der Überzahl und hatten sich strategisch so günstig verteilt, daß sie uns immer erwischen konnten, wenn sie das Zeug schleuderten.

Drei von ihnen befanden sich jedesmal in Bewegung, während die anderen Nachschub holten.

Auch die Mädchen machten da keine Ausnahme. Sie waren sogar am schlimmsten, was wir ihrem wilden Kreischen entnehmen konnten. Wie riesige Gespenster wirkten sie auf uns, wenn sie ihre Arme bewegten, um den Lehm von den Schaufeln in die Tiefe zu schleudern.

Natürlich zogen wir die Köpfe ein. Suko versuchte es plötzlich. Er sprang hoch, streckte sich und bekam auch mit beiden Händen die Grabkante zu fassen.

Mit einem Klimmzug wollte er hochkommen.

Das sah die Sprecherin. Sie nahm die Schaufel und wollte damit Suko auf die Finger schlagen. Damit hätte sie ihm die Hand in zwei Hälften teilen können.

Meine Warnung erreichte den Inspektor nur halb, denn eine Ladung fegte mich zur Seite.

Ich fiel auf die Knie, schüttelte den Kopf, bekam zum Glück die Augen frei und hörte Suko in meiner Nähe fluchen.

»Das war gerade noch rechtzeitig. Fast hätten mich die Typen erwischt.«

Ich gab keine Antwort, denn ich hatte mich geduckt und meine Beretta gezogen.

Es gab keine andere Chance mehr.

Ich schnellte hoch und schoß.

Natürlich zielte ich nicht auf einen der sechs Körper, ich jagte das Silbergeschoß in den wolkengrauen Himmel, aber die Warnung hatte gereicht. Plötzlich spritzten die sechs jungen Menschen auseinander. Wir sahen noch, wie die Schaufeln zu Boden kippten, dann hörten wir hastige Schritte, im nächsten Moment waren unsere Peiniger verschwunden.

»Das war gut, John«, sagte Suko. Er stand vor mir und schlug mit beiden Händen gegen seine verschmutzte und lehmverschmierte Kleidung, um wenigstens einen Teil des Zeugs abzubekommen, was ihm aber kaum gelang, denn der feuchte Dreck hatte lange Klebespuren hinterlassen.

Ich grinste. »Weißt du, wie du aussiehst?«

»Ja, so ähnlich wie du.«

»Genau.« Ich deutete nach oben. »Viel Lust, hier noch länger hocken zu bleiben, habe ich nicht. Los, laß uns rausklettern! Ich mag keine Gräber. Auch dann nicht, wenn sie leer sind.«

»Frag mich mal.«

Es bereitete uns keine Schwierigkeiten, aus dem Grab zu klettern.

Es war auch niemand zu sehen, der uns hätte eine Schaufel auf die Hände rammen wollen.

»Die werden nervös«, sagte Suko. »Sie müssen irgendwie gespürt haben, daß wir nicht gerade zu ihren Freunden zählen.«

Ich schaute auf meine verklebten Hosenbeine. »Ja, aber wie?«

»Keine Ahnung. Vielleicht, weil du ein Kreuz bei dir trägst. Sensible Personen spüren so etwas.«

»Das wäre möglich«, gab ich zu.

»Andererseits bewegen sie sich auf einem Gelände, wo mehr Kreuze zu sehen sind, als ihnen lieb sein kann.«

»Einige haben die Typen ja umgetreten.«

»Grabschänder habe ich besonders gern.« Suko schüttelte Erdbrocken aus seinem Haar. »Was machen wir jetzt?«

»Genau das, was wir uns vorgenommen haben. Wir werden der Beisetzung beiwohnen und uns mehr im Hintergrund halten.«

»Wobei wir die Bedeutung des Sechsecks noch immer nicht

herausgefunden haben.«

»Klar, aber der Lehm hat die Rosen bedeckt. Die Trauernden werden sie nicht mehr sehen.«

»Stimmt auch.«

Die sechs Finsteren waren in eine Richtung verschwunden. Das stellten wir anhand der Fußabdrücke fest, die sie im weichen Boden hinterlassen hatten.

Auf dem Hauptweg verloren sich ihre Spuren. Wir gingen so weit zurück, bis wir die Leichenhalle sehen konnten, wo soeben die Tür aufgezogen wurde und die Trauergäste die Halle verließen. Auch der Sarg wurde herausgetragen. Er kam auf einen offenen Wagen und sollte an die letzte Ruhestelle gefahren werden.

»Sollen wir hierbleiben?« fragte Suko.

»Schau mal!« Ich streckte den Arm aus. »Verdammt, das gibt es doch nicht.«

»Und ob es das gibt«, sagte Suko.

Plötzlich waren die Finsteren da. Sie störten die Beerdigung. Wir hörten sie heftig reden, und sie waren diesmal sogar zu zehnt. Vier von ihnen hatten die Eltern der Verstorbenen eingekreist, die anderen stellten sich dicht an den Sarg, um ihn zu schützen.

»Was ist denn da los?« Ich hatte die Worte geflüstert und mußte, ebenso wie Suko mit ansehen, wie die Finsteren die Beerdigung recht drastisch in die Hand nahmen.

Vier Männer packten die Sarggriffe und hoben die Totenkiste an.

Der Pfarrer wollte eingreifen, wurde aber von zwei kräftigen Gestalten zurückgedrängt und sogar zu Boden geschlagen.

Die übrigen Trauergäste griffen nicht ein, sie waren einfach zu überrascht.

Suko und mich hielt nichts mehr auf unseren Beobachtungsplätzen. Mit raumgreifenden Schritten liefen wir los und mußten sehr bald einsehen, daß wir zu spät kamen.

Man hatte die Tote entführt.

Die Träger liefen bereits mit dem Sarg auf den Ausgang des Friedhofs zu.

Ich sah ein, daß wir schlechte Karten hatten. Wenn wir noch etwas reißen wollten, mußten wir den Weg abkürzen.

»Nimm du die anderen!« rief ich Suko zu. »Ich kümmere mich um die vier Entführer.«

Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, als ich mich schon quer in die Büsche schlug.

Wenn ich den Weg abkürzen und abschneiden wollte, mußte ich ein Teil der Strecke über den alten Friedhof laufen.

Er war mehr zugewachsen als der neue Teil, so daß ich meine Schwierigkeiten bekam. Oft genug waren die Grabstätten nicht zu

sehen, weil die Steine hinter einem Dschungel aus Pflanzen verborgen waren. Ich stieß mir einige Male die Schienbeine und auch die Knie, wühlte mich durch sperriges Unkraut, sprang über Hecken hinweg, landete einmal in einer tiefen Pfütze und jagte weiter.

Die Leichenhalle lag nicht mehr in meiner Sichtweite, aber auch den Ausgang konnte ich noch nicht sehen. Hohe Grabsteine verwehrten mir den Blick.

Die alten Gräber dort bildeten eine Reihe, und sie standen verflixt dicht nebeneinander. Längst waren die Inschriften verwittert, und in die Ritzen hatte sich braungrünes Moos festgesetzt.

Endlich fand ich einen breiteren Weg. Obwohl ich achtgab, hätte ich fast einen Spagat gemacht. Das verwitterte Laub vom Vorjahr war spiegelglatt.

Das Tor stand offen. Die beiden breiten Eisenflügel mit den Motiven Tod und Leben, beide als Gestalten erkennbar, nur der Tod als Skelett, schienen mich anzugrinsen.

Die vier Sarg-Entführer sah ich nicht. Dafür hörte ich den Motor eines Lastwagens.

Er knatterte ein paarmal, was mir Hoffnung gab. Da schien jemand Startschwierigkeiten zu haben.

Ich rannte noch schneller, wischte durch den Ausgang und sah den Wagen links von mir stehen, wo man einen kleinen Platz geschaffen hatte, der auch als Parkplatz diente.

Der Wagen wandte mir seine Heckseite zu. Die Plane dort war noch nicht zugefallen. Man hatte den Sarg bereits auf die Ladefläche geschafft, und auch die vier Entführer hockten dort. Ihre Gesichter waren mir zugewandt.

Ich hatte das Gefühl, über den Boden zu fliegen und war mir sicher, daß ich den Wagen einholen konnte. Diese Typen wollte ich mir kaufen. Rücksicht war fehl am Platze, auch die Entführung einer Leiche ist beileibe kein Kavaliersdelikt.

Da startete der Wagen.

Verflucht, ich war noch zu weit weg.

Noch einmal schaffte ich eine Steigerung. Ich hörte das harte Trampeln der Füße, ich kämpfte mich voran – und kam doch zu spät.

Die vier Kerle, von denen zwei auf dem Sarg hockten, grinsten mich kalt an und hatten ihre Hände zu Fäusten geballt, die sie drohend gegen mich erhoben.

Der Lkw nahm Tempo auf.

Bei mir trat das Gegenteil ein. Ich wurde langsamer und ärgerte mich, daß mir kein Wagen zur Verfügung stand. Zu Fuß konnte ich die Verfolgung nicht aufnehmen.

Ich verfiel ins Schrittempo, sah noch, daß die Kerle während der Fahrt die Heckplane schlossen, und der Fahrer drückte noch einmal

auf das Gaspedal.
Ich blieb stehen, beugte mich nach vorn, keuchte, hustete und holte dabei immer wieder Luft. Es war nichts zu machen. Diese Burschen hatten mich geleimt.
Mit ziemlich wackligen Knien ging ich zurück. Diese Rennerei hatte leider nichts gebracht. Allmählich wurde ich mehr als sauer auf die Finsteren. Wenn sie mir noch einmal gegenüberstanden, sollten sie mich von einer anderen Seite kennenlernen.
Vor der Trauerhalle standen die Menschen noch immer. Sie waren aufgeregt. Besonders tat sich der Pfarrer hervor. Er schimpfte und verschluckte sich dabei. Er war ein älterer Mann, so etwas war ihm noch nicht vorgekommen.
Nach Suko hielt ich vergeblich Ausschau. Dafür kümmerte ich mich um den Vater der Toten.
Michael Mitic stand bei seiner Frau, einer kleinen Person, ganz in Schwarz gekleidet, die ihren Kopf gegen die Schulter ihres Gatten gedrückt hatte. Vor dem Gesicht trug sie einen Schleier. Die Frau weinte. Ich sah, wie ihr Rücken zuckte.
Mitic schaute mich an.
Ich konnte nur die Schultern heben. »Hätte ich einen Wagen gehabt, wäre es mir gelungen, die Kerle zu kriegen. Sie sind mit einem kleinen Lastwagen geflüchtet.«
»Und der Sarg?«
»Den nahmen sie mit.«
Mitic starrte mich an. Seine Lippen zuckten. »Mein Gott!« keuchte er, »können die denn nicht einmal eine Tote in Ruhe lassen? Was sind das für Menschen, frage ich Sie, Sinclair? Was sind das nur für Menschen?«
»Besessene. Junge Leute, die den falschen Weg eingeschlagen haben. Sie wollen den Tod und wissen nicht, wie kostbar das Leben ist, das man ihnen geschenkt hat.«
»Warum haben sie Maria mitgenommen? Warum?«
Die Verzweiflung stand dem Vater im Gesicht geschrieben. Auch ich suchte nach einer Antwort auf die Frage, und ich glaubte, auch eine zu wissen. »Denken Sie an den Brief, Mr. Mitic. Maria hat Ihnen und Ihrer Frau den Abschiedsbrief hinterlassen.«
»Ja, ja und weiter?«
»Hat Maria nicht darin ihren Wunsch ausgesprochen, wie sie beerdigt werden will? In ihrer schwarzen Kleidung, in einem schwarzen Sarg…«
»Na und?«
»Sie haben es nicht getan. Es war aber für Maria wichtig und auch für die anderen Mitglieder der Sekte. Um dieses Vermächtnis zu erfüllen, hat man Ihre Tochter entführt. Ich gehe davon aus, daß sie

nach dem geforderten Ritual begraben werden soll, und zwar auf einem Friedhof und einer Grabstätte, die den Finsteren genehm ist.«

Mitic hatte aufmerksam zugehört, ebenso andere Trauergäste. Sie hatten nichts verstanden, es sei denn, sie sprachen Englisch, aber der Polizeichef nickte.

»Ja«, hauchte er. »Ja, Sie haben recht. Das muß es gewesen sein. Nur das, Sinclair.«

Frau Mitic bewegte sich. Der Schleier klebte auf ihrem Gesicht. Ich sah die geschwollenen Augen und auch die vom langen Weinen geröteten Wangen. Sie flüsterte ihrem Mann etwas zu. Ich fragte, was sie gesagt hatte.

»Sie will weg. Sie kann nicht mehr hierbleiben.«

»Das ist verständlich.«

»Ich muß sie nach Hause bringen.«

»Machen Sie das. Und Sie haben nicht gesehen, wo mein Freund Suko hingelaufen ist?«

»Das ist schwer. Ich glaube, er hat einen dieser Kerle verfolgt. Die anderen konnten entwischen.«

»Wenn er schlauer war als ich, hat er ihn bestimmt bekommen. Kennen Sie noch die Richtung?«

Mitic deutete rechts an der Leichenhalle vorbei.

»Danke.« Ich ging los.

In die Szene der Trauergäste war Bewegung geraten. Die meisten wollten gehen, trauten sich aber nicht zu den leidenden Eltern hin.

Verloren lagen einige Kränze neben dem Leichenwagen. Auch Blumen bedeckten den Boden.

Der Pfarrer machte den Anfang. Ich bekam mit, wie er auf die Mitic zuging, um ihnen sein Beileid auszusprechen und sie gleichzeitig zu trösten.

Mich interessierte Suko. Die Trauergemeinde blieb zurück. An der Schmalseite der Leichenhalle ging ich entlang. Dort stand der Türschließer und paffte eine Zigarre.

Als er mich sah, grinste er, fragte auch etwas, ich hob nur die Schultern.

Jenseits der Halle waren es nur wenige Meter bis zur Friedhofsgrenze, wo ein Zaun hochwuchs. Bei den kahlen Büschen war er gut zu erkennen. Ein einfacher Maschendrahtzaun. Und an ihm hing einer der Finsteren fest. Er konnte nicht weiter klettern, weil Suko ihn am rechten Bein festhielt.

Der Knabe wollte nicht aufgeben. Er hatte seine Finger durch die Lücken des Maschendrahts gesteckt und bewegte sich hektisch.

Suko machte kurzen Prozeß. Er verdrehte dem Kerl den Fuß, der schrie auf und ließ los.

Rücklings kippte er dem Inspektor entgegen, der ihn auffing und

ziemlich sacht hinstellte.

Sofort wirbelte der junge Mann herum. Er war der Lederjackenträger. Er trug sein Haar igelkurz geschnitten. Dadurch bekam sein Kopf eine eckige Form. Auch auf seinem Gesicht lagen graue Schminkschatten, und kaum konnte er sich wieder bewegen, als er Suko angriff. Er wollte ihm beide Fäuste ins Gesicht schlagen.

Da kam er bei Suko gerade richtig. Es war kaum zu verfolgen, wie schnell sich mein Freund bewegte. Die Fäuste des anderen erwischten ihn nicht. Dafür traf Suko richtig.

Eine gewaltige Ohrfeige ließ den Typ nach rechts kreiseln, die nächste holte ihn wieder in die alte Richtung, dann hebelte Suko dessen Arm herum und nahm den Knaben in den Polizeigriff.

Der junge Mann sackte zusammen. Er trat, er schrie, und Suko verstärkte den Griff weiter.

Da wurde der Kerl ruhig. Das heißt, er wehrte sich nicht, obwohl er weiterhin keuchte und sich sogar Schaum vor seinem Mund bildete. Suko hatte mich gesehen und nickte mir zu.

»Den habe ich.«

»Gratuliere.«

»Du sagst das so komisch. Wie ist es dir ergangen?«

»Pech auf der ganzen Linie. Für die Entführer stand ein Lkw bereit. Damit haben sie den Sarg abtransportiert.«

»Na ja, wir haben ihn ja.«

»Los, bring ihn zu Mitic. Ich hoffe, daß er noch vor der Leichenhalle zu finden ist.«

Der Bursche wollte nicht gehen, stemmte seine Hacken in den Boden und drückte auch den Rücken durch. Suko stieß ihn vor, ohne ihn loszulassen. Da erst taumelte der Knabe weiter.

Wir hatten Glück. Mitic war noch anwesend. Seine Frau sahen wir nicht mehr. Er selbst nahm die letzten Beileidsbekundungen entgegen, wandte sich aber dann ab, als er uns kommen sah.

»Sie… Sie haben einen gefaßt?«

»Ja«, sagte ich nickend. »Mein Freund und Kollege war besser als ich.«

»Das ist gut.«

Suko blieb stehen, und Mitic kam auf uns zu. An seinem Schritt und seiner gesamten Haltung erkannte ich, wie sehr er unter Dampf stand. Er schrie den jungen Mann an, der ihm als Antwort vor die Füße spuckte.

Mitic drehte durch. Er packte dem Kerl in die Haare und versuchte, ihn daran hochzureißen.

Ich griff ein. »Nicht, Mitic!« Mit einem Stoß beförderte ich ihn zurück. »Denken Sie daran, daß Sie Polizist sind, kein Folterknecht. Zu solchen Methoden brauchen wir nicht zu greifen.«

Er stand starr und wischte durch sein Gesicht, wo Schweiß und Tränen Spuren hinterlassen hatten.

»Sie haben recht!« keuchte er. »Ich… ich muß mich entschuldigen.« Er rang nach Atem. »Aber in diesem Fall war ich einfach zu sehr Vater, verstehen Sie?«

»Natürlich.«

»Was würden Sie mit ihm machen?«

Von Suko bekam er die Antwort. Der Inspektor sprach genau in meinem Sinne. »Wie wäre es denn, wenn Sie ihn verhören?«

Mitic nickte. »Ja, das ist gut. Das ist sogar sehr gut.« Er starrte den jungen Mann an. »Wir unterhalten uns noch!«

»Fuck your…« war die Antwort.

»Sei ruhig!« zischte Suko.

Jedenfalls wußten wir, daß unser »Gefangener« auch unsere Sprache verstand. Das ersparte uns lange Übersetzungen. Es war auch ein Zeichen, daß er aus einer gehobeneren Bildungsschicht stammte, wobei ich wieder an die Uni dachte.

»Ich habe keine Handschellen bei mir«, sagte Mitic. »Der wird uns…«

»Aber ich.« Lächelnd hakte ich die Acht von meinem Gürtel los.

»So etwas gehört immer dazu.«

»Okay, gehen wir…«

***

Der junge Mann hieß Bruno Jabukovac, stammte nicht aus Zagreb, sondern aus der Stadt Bihac, die weiter südlich lag, nicht weit von den bekannten Plittwitzer Seen entfernt, wo vor Jahren mal Western gedreht worden waren. In Zagreb lebte er nur, weil er hier studierte.

Mehr sagte er nicht. Er saß schweigend vor uns auf der harten Stuhlfläche, und sein Blick glitt an uns vorbei, wo sich ein vergittertes Fensterrechteck in der Wand befand.

Mit unserem Büro in London konnten wir schon keinen Staat machen, doch die Bude, in der wir jetzt saßen, glich – mit den glatten, graugrün gestrichenen Wänden – eher einer Gefängniszelle. Da brachte nicht einmal ein großes gerahmtes Foto des verstorbenen Präsidenten Tito etwas Auflockerung.

Aus einem Nebenraum hatten wir noch zwei Stühle geholt und bildeten zusammen mit Mitic einen Halbkreis.

Der Kollege hockte hinter seinem Schreibtisch. Ein Band lief mit.

»Wer ist euer Chef?«

»Der Teufel!«

»Schön. Und wo finden wir den?«

»In der Hölle, ihr Idioten!« Jabukovac sprang auf und setzte sich sofort wieder hin, als er sah, daß auch Suko hochschnellte. Vor ihm hatte er Respekt.

»So weit wollen wir aber nicht gehen«, sagte ich.
»Dann werdet ihr dahingeschickt.«
Ich lächelte knapp. »Kann die Hölle nicht auch hier in Zagreb sein?«
»Wieso?«
»In der Universität!«
Seine Augenbrauen zuckten leicht. Dann hob er bewußt lässig die Schultern. »Ich weiß nicht, wovon ihr redet. Ja«, gab er einen Moment später zu. »Manchmal ist die Uni eine Hölle. Besonders vor Prüfungen. Das hast du doch gemeint – oder?«
»Ein wenig anders schon. Aber eine nächste Frage. Wer gehört alles zu euch. Wie viele seid ihr?«
»Wieso?«
»Eure Gruppe, die Finsteren, die Darkers oder wie ihr euch immer nennen mögt.«
»Keine Ahnung.«
»Ungefähr.«
»Ich weiß nicht, wovon du redest.«
»Weshalb habt ihr den Sarg entführt?« fragte Mitic.
»Wir brauchten ihn.«
»Für wen?«
»Keine Ahnung. Du mußt die anderen fragen.«
So ging das hin und her. Wir hatten wirklich keine Chance, an Informationen zu kommen.
Bruno Jabukovac bekam allmählich Oberwasser. Seine Haltung entspannte sich ebenso wie seine Gesichtszüge. Er zeigte uns sogar ein fettes Grinsen.
»Du willst also nicht reden?«
»Doch, Polizist.« Er meinte Mitic damit. »Ich kann dir alles sagen, was du wissen willst. Nur die Fragen, die du hier gestellt hast, die sind zu blöd. Soll ich dir Lieder vorsingen, ein Gedicht aufsagen oder tanzen…?«
Mitic atmete tief ein und stand langsam auf. Ich legte ihm meine Hand auf den Arm. »Lassen Sie sich nicht provozieren. Am besten ist, wenn Sie ihn hinter Gitter stecken.«
»Ich glaube auch.«
»Ha!« schrie Jabukovac. »Ihr wollt mich einsperren?«
»Genau!«
»Was habe ich denn getan?« Bei seiner Frage bekam er eine sehr feuchte Aussprache, die sogar Mitic merkte.
»Was du getan hast? Denk daran, man entführt keine Särge. Das hast du getan.«
»Ich war nicht dabei! Ich habe keinen Sarg weggetragen.«
»Stimmt genau«, erklärte Mitic lächelnd. »Aber du bist dabei gewesen. Es waren deine Freunde.«

»Nein, ich kenne sie nicht.«
»Dann tragt ihr vielleicht nur zufällig so etwas wie die gleiche Kleidung – oder?«
»Kann sein. Das ist modern.«
»An der Uni?« fragte ich.
Er spie fast aus. »Was hast du immer mit der Uni? Da studiere ich nur.«
»Was denn, zum Beispiel? Satanskunde?«
»Nein, alles mögliche.«
Ich wechselte das Thema. »Wo ist der Sarg hingeschafft worden? Raus mit der Sprache!«
Er versuchte, die Arme auszubreiten. Wegen der Handschellen gelang ihm das nicht. »Was kann ich für meine Freunde?« höhnte er.
»Bin ich vielleicht deren Hüter?«
»Das nicht!« zischte Mitic. »Aber ihr wart zusammen.«
»Na und?«
Ich winkte ab, auch Suko reagierte ähnlich. Mitic sah ein, daß mit Jabukovac nicht viel anzufangen war. Er drückte auf einen Knopf unter dem Schreibtisch.
Das Signal war von Beamten gehört worden, die sehr rasch das Zimmer betraten.
»Nehmt ihn mit!« befahl Mitic, stand auf und drehte dem Gefangenen den Rücken zu. Er selbst starrte gegen das Fenster mit dem Gitter. Durch die Zwischenräume drang mattes Tageslicht.
Ich nahm Bruno Jabukovac die Handschellen ab. Die beiden Beamten sahen mir stark genug aus, auf ihn achtgeben zu können. Bevor Bruno das Zimmer verließ, schaute er Suko und mich noch einmal an. Aus seinen Augen strahlte uns Haß entgegen.
Dann wurde er abgeführt.
Mitic drehte sich seufzend um. »Nichts«, sagte er, »überhaupt nichts. Ein Griff ins Leere.«
»Das würde ich nicht unterschreiben«, erwiderte ich, und mein Freund Suko nickte dazu.
»Weshalb nicht?«
»Wir haben die Uni!«
Mitic setzte sich wieder. »Weshalb haken Sie sich daran fest?« fragte er, »weshalb?«
»Ganz einfach. Gehen Sie die Selbstmorde doch mal durch. Wer von den Toten, außer Ihrer Tochter, hat alles studiert?«
»Eine ganze Reihe.« Er strich über seinen Oberlippenbart. »Einige stammten auch aus normalen Berufen.«
»Aber in der Regel waren es Studenten. Für mich ist die Zagreber Universität die Keimzelle. Da kann einer sagen, was er will. Wenn es eine Spur gibt, dann nur dort.«

Mitic starrte uns blicklos an. »Das«, flüsterte er, »das wäre ein Skandal. Das gäbe einen Aufwand, vor dem mir jetzt schon angst und bange wird. Da bekomme ich weiche Knie.«

»Kann ich verstehen, doch wir sollten uns allmählich mit dem Gedanken vertraut machen.«

»Wenn ich das dem Ministerium weitermelde…«, er winkte ab.

»Ich darf nicht daran denken.«

»Auch diese Leute können die Augen nicht vor Tatsachen verschließen.« Ich stand vor dem Schreibtisch und hatte beide Hände auf die Platte gestützt.

»Stimmt, Mr. Sinclair.« Mitic zog eine Schublade auf und holte die Papiere hervor, die wir dem Studenten abgenommen hatten. Einen Ausweis hatte er nicht bei sich getragen, wohl aber einen Mensaausweis. Daher kannten wir auch seinen Namen.

»Kannten Sie eigentlich Kommilitonen oder Kommilitoninnen Ihrer Tochter, Mr. Mitic?«

»Kaum. Ich hatte zuviel zu tun. Meine Frau weiß da möglicherweise mehr, doch wir können sie leider nicht fragen. Sie ist einfach nicht in der Lage, uns die entsprechenden Antworten zu geben. Tut mir leid.«

Das war verständlich. Ich schaute an mir herab. Der Lehm war mittlerweile eingetrocknet. Bei Suko sah es ähnlich aus. Trotzdem konnten wir uns so nicht unter die Leute wagen.

»Wir müßten ins Hotel und uns umziehen«, sagte ich.

»Haben Sie denn noch…?«

»Nein, wir kaufen uns eine neue Hose.«

Mitic lächelte. »Gut, das läßt sich regeln. Danach werden Sie zur Universität fahren?«

»Sicher.«

»Ich werde dafür sorgen, daß Sie unbehelligt hereingelassen werden. Ich gebe Ihnen die entsprechenden Papiere.«

»Wie wär’s denn mit einem Wagen?«

»Den bekommen Sie auch. Wir haben da noch einen vier Jahre alten Opel in der Fahrbereitschaft.«

»Gut.«

Plötzlich hörten wir das Schreien. Es war draußen im Flur aufgeklungen. Im nächsten Augenblick schon stieß jemand die Tür auf. Es war einer der Beamten, die unseren Gefangenen abgeführt hatten.

Er stand mit hochrotem Kopf im Zimmer und sprudelte seine Meldung heraus, von der wir kein Wort verstanden.

Mitic wurde bleich. Sehr langsam stand er auf und brüllte den Beamten an, so daß dieser sich hastig zurückzog.

»Was war denn?« fragte Suko.

»Das kann ich Ihnen sagen. Wir haben diesen Bruno Jabukovac

unterschätzt.«

»Ist er geflohen?«

»Nein, Inspektor, das nicht.« Mitic hob die Schultern. »Vielleicht kann man es auch so sagen. Menschen, die eine Todessehnsucht in sich spüren, werfen ihr Leben eben einfacher weg. Das hat er auch getan. Die beiden Bewacher konnten nicht verhindern, daß er sich aus dem Fenster stürzte. Wir haben hier den dritten Stock. Er hat nicht überlebt. Die Sekte hat ihr nächstes Opfer.«

Suko und ich schwiegen betreten. Es hatte keinen Sinn mehr, sich Vorwürfe zu machen. Damit hatten wir nicht rechnen können.

»Ich glaube, wir sollten jetzt gehen«, sagte ich. »Allmählich wird es doch Zeit, hinter die Kulisse zu schauen.«

»Das meine ich auch«, sagte Mitic. »Im Gegensatz zu mir können Sie es sich erlauben. Tun Sie Ihr Bestes und klären Sie diesen verdammten Fall auf, wie auch immer…«

***

Der kleine Lastwagen rollte mit seiner makabren Fracht durch die Straßen der Stadt Zagreb. Die Studenten konnten sicher sein, daß sie nicht angehalten wurden. Der Polizeichef würde sich hüten, eine Fahndung nach ihnen anzukurbeln, schließlich ging es um seine Tochter.

Sie hockten im Halbdunkeln auf der Ladefläche. Zwischen ihnen stand der Sarg. Es war kein schwarzer, wie Maria es gewünscht hatte. Wenn nicht das alles eingehalten wurde, was in den Vorschriften stand, hätte das Jenseits die Seele nicht akzeptiert. Sie mußte in einem schwarzen Sarg begraben werden, und es mußten die schwarzen Rosen bereitliegen, wie auch der schwarze Schwan.

Die Polizei bereitete ihnen keine Sorgen, die hatten sie schon oft genug an der Nase herumgeführt. Doch es gab andere Probleme.

Die beiden Fremden.

Ein jeder von ihnen hatte gespürt, daß zwei besondere Menschen eingetroffen waren. Besonders der Blonde hatte eine Ausstrahlung, die ihnen nicht gefiel.

Darüber hatten sie schon während der Fahrt gesprochen, waren jedoch zu keinem Ergebnis gekommen.

»Wir müssen uns mit dem Meister in Verbindung setzen«, schlug einer vor. »Bei der nächsten Sitzung soll er uns sagen, was wir zu tun haben. Versteht ihr?«

Ein Mädchen lachte. »Dann ist es zu spät.«

»Was schlägst du vor?«

»Wir werden sofort mit ihm Verbindung aufnehmen.«

»Und die Tote?«

»Kann warten. Wir werden sie sowieso erst begraben, wenn es finster

geworden ist.«

Die anderen dachten über den Vorschlag nach. Sie stimmten ab, und alle waren dafür.

»Wie wird der Meister wohl entscheiden?« fragte jemand mit einer leisen Stimme, die kaum das Geräusch des fahrenden Lastwagens übertönte.

»Tod!« erwiderte die Mädchenstimme. »Tod den Fremden!«

Danach murmelten sie im Chor. »Tod den Fremden…«

***

Wir konnten zufrieden sein, hatten uns neue Hosen und Hemden besorgt, einen schwarzen Opel Rekord zur Verfügung gestellt bekommen und auch einen Stadtplan, denn sonst hätten wir stundenlang suchen können. Da Suko ans Steuer wollte, ließ ich ihn. Ich dirigierte ihn durch die Stadt.

Die einzelnen Gebäude der Universität lagen ziemlich verteilt.

Wir sollten dorthin, wo die meisten Fakultäten untergebracht worden waren, auch die, wo man Geschichte studierte.

Der Komplex erinnerte mich an einen Bau des Klassizismus, wie man ihn oft im Ostblock findet. Gewaltig in seinen Ausmaßen, ein viereckiger Klotz mit zahlreichen Fenstern, mehreren Etagen und langen Gängen.

Umgeben war der Bau von einem großen Park, wo auch zahlreiche Bänke an den Wegrändern standen, Springbrunnen ihre Fontänen hochschleuderten, Rasenflächen im Sommer zum Pausieren einluden und auch nicht die Denkmäler vergessen worden waren, von denen wir mehrere entdeckten. Sie hatten alle etwas Heldenhaftes an sich. Siegertypen in jeder Pose. Das war nicht so mein Fall.

Suko kurvte durch den Park. Ich schaute auf die Uhr. Es war mittlerweile Nachmittag geworden.

Natürlich dachte ich ständig an den entführten Sarg mit der toten Maria. Ich überlegte auch, wo sie ihn hingebracht haben könnten, kam jedoch zu keinem Resultat. Suko und ich kannten uns in dieser Stadt einfach nicht gut genug aus.

Einen Parkplatz besaß die Uni natürlich auch. Nicht asphaltiert, dafür mit grauer Asche bestreut. Wir konnten uns einen Stellplatz aussuchen.

Ich war froh, den Wagen verlassen zu können, denn auf dem durchgesessenen Autositz hatte ich jede Unebenheit der Strecke mitbekommen, was meinem Hinterteil nicht gerade guttat.

Suko lachte, als er mein etwas schiefes Grinsen sah. »Hast du was?« fragte er.

»Der Sitz war nicht besonders.«

»Meiner auch nicht.« Er hämmerte die Tür zu und sah mit Schrecken,

wie der Wagen zu zittern anfing.
»Vorsichtig, Kumpel, das ist schon eine Antiquität.«
»Das sehe ich jetzt auch.«
Auf dem Weg zum Parkplatz hatten wir auch den Eingang gesehen. Ein sehr breites Portal mit einer ebenso breiten Treppe. Beides paßte zu diesem Kasten.
Auf dem Weg dorthin begegneten uns Studenten. Wir schauten sie uns sehr genau an.
Es waren ganz normale junge Leute. Keiner von ihnen trug durchgehend schwarze Kleidung. Die hatten bestimmt nichts mit den Darkern oder den Finsteren zu tun.
Die breite und hohe Tür ließ sich nur schwer aufziehen. Danach fanden wir uns in einer rechteckigen Halle wieder, deren Decke von mächtigen Säulen gestützt wurde. Das kalte Licht der Beleuchtung spiegelte sich auf den Fliesen.
Die Halle selbst war zweigeteilt. Drei Stufen führten in die obere Hälfte. Die Treppen waren von einigen Studenten besetzt, die miteinander redeten und irgendwelche Berichte verglichen.
An der gegenüberliegenden Wand liefen vier Paternoster auf und ab, ein ewiger Rhythmus.
Man konnte auch über zwei breite Treppen in die oberen Etagen gelangen. Das waren Äußerlichkeiten, die wir beim Eintreten registrierten. Für uns war wichtig, mit dem Mann zu sprechen, der Geschichte unterrichtete. Wir kannten nicht einmal den Namen, aber es gab rechts von der Tür eine Portiersloge, wo wir sicherlich Auskunft bekommen konnten. Wir hofften auch, daß der Mann hinter dem Glasfenster unsere Sprache beherrschte.
Die Scheibe wirkte sehr dünn innerhalb des dicken Mauerwerks.
Wir klopften dagegen, erst dann schaute der Portier auf und gab uns durch eine Handbewegung zu verstehen, daß wir um die Loge herum und zu einer Tür gehen sollten.
Das war kein Problem. Wir mußten eine braun gestrichene Tür aufziehen und sahen uns einem Mann gegenüber, der an seiner Brille herumfummelte. Die Brillengläser waren bestimmt so dick wie bei unserem Chef Sir James Powell.
Der Mann hatte einen guten Blick. »Ausländer?« fragte er sofort und auf Englisch.
»Ja.«
»Das sieht man.«
»Gratuliere.« Suko lächelte. »Wir wollten zum Dekan der geschichtlichen Fakultät…«
»Sind Sie angemeldet?«
»Nein.«
»Dann ist es schlecht. Man muß sich bei Professor Dibbuk anmelden,

sonst hat man keine Chance.«
»Auch nicht, wenn man extra aus London angereist ist?«
Der Portier wand sich. Er hob die Schultern und nickte. »Gut, ich will es versuchen. Warten Sie draußen an der Scheibe.«
Wir taten ihm den Gefallen. Suko schüttelte den Kopf. »Manchmal kommen sich Menschen wichtiger vor, als sie tatsächlich sind. Dieser Knabe ist direkt arrogant.«
»An ihm gibt es kein Vorbeikommen.«
Er ließ sich Zeit und hatte nicht einmal nach unserem Namen gefragt. Wahrscheinlich reichte es aus, wenn er erklärte, daß wir aus London kamen.
Im Eingangsbereich dieses Blocks herrschte nicht sehr viel Betrieb.
Auch die auf der Treppe sitzenden Studenten packten ihre Bücher zusammen und erhoben sich.
Sie schauten uns forschend an, stellten keine Fragen und verließen die große Halle, in der wir uns ziemlich verloren vorkamen.
Die Decke schwebte sehr hoch über uns. Die Steine des Fußbodens waren gewaltige Quadrate. Sie erinnerten mich an matte Spiegel.
Endlich meldete sich der Portier. Er hatte die Glasscheibe zur Seite gedrückt und streckte uns seinen Kopf entgegen. »Sie haben Glück gehabt. Professor Dibbuk wird Sie empfangen.«
»Oh, danke. Wo finden wir ihn?«
»Fahren Sie mit dem Paternoster hoch in die dritte Etage. Da ist er dann.«
»Sie meinen sein Büro?«
»Ja, natürlich.«
»Danke.«
Der Portier zog sich zurück, knallte noch die Scheibe zu. Wahrscheinlich wollte er Feierabend machen. Zwei Studenten kamen eine der beiden Treppen herunter. Auch sie trugen normale Kleidung, kein schwarzes Zeug wie die Finsteren.
Ich war gespannt auf die Reaktion des Professors. Eigentlich konnte ich mir nicht vorstellen, daß er von den Dingen nichts wußte. Aber Professoren waren oft seltsame Käuze, die bewußt nicht wahrnehmen wollten, was in ihrer Umgebung geschah und sich nur mehr für ihre Spezialgebiete interessierten.
»Nehmen wir auch die Treppe?« Sukos Frage riß mich aus den Gedanken.
Da wir uns bereits auf direktem Weg zum Paternoster befanden, war ich dafür, daß wir hochfuhren.
»Geht in Ordnung, du Greis.«
Ich lachte. »Wer weiß, was uns noch alles blüht. Da sollte man sich schonen, wenn eben möglich.«
Aus der Tiefe der Halle hinter uns hörten wir Schritte. Als wir uns

umdrehten, sahen wir den Portier, der seine Loge verlassen hatte und auf die Tür zuging. Kurz danach schlug er die Tür zu.

Suko und ich blieben allein in der Halle zurück, und der Inspektor bemerkte mein skeptisches Gesicht.

»Was hast du?«

»Im Prinzip nichts. Nur komme ich mir im Moment vor wie ein Medium. Ich bin nervös, innerlich aufgedreht, ich spüre etwas. Es muß sich hier aufhalten.«

»Kannst du das genauer definieren?«

Ich schaute mich vor der Antwort um. »Nein, leider nicht. Ich ›sehe‹ nur die Kälte des Flures hier. Das andere ist nur zu spüren, wie ein Hauch. Ich verspüre ein Kribbeln.«

»Gefahr?«

»Ich weiß nicht.«

»Der Portier ist weg, wir sind allein.«

»Das waren wir schon oft.« Ich schaute nach vorn, wo der Paternoster seine Runden drehte.

»Dritte Etage.« Suko dachte wieder praktisch. »Komm mit, John, das packen wir.« Er selbst ging vor, wartete am Eingang auf mich, und gemeinsam betraten wir die vorn offene Kabine. Man mußte aufpassen und schnell reagieren, zu leicht konnte man in die Kabine hineinstolpern und fallen. Der Paternoster stoppte nicht, der fuhr weiter.

Wir glitten hoch.

Die erste Etage erschien. Uns gelang ein Blick in einen Gang, typisch Uni eben. Aber auch hier sahen wir keinen Menschen. Das gesamte Gebäude schien ausgestorben zu sein, wie in den Semesterferien.

Die zweite Etage sah nicht anders aus. In der Halle stand noch eine Tafel mit Informationen.

In der dritten Etage sollte Profesor Dibbuk auf uns warten. Wir waren beide auf diesen Mann gespannt und natürlich auf seine Aussagen, wie er die Selbstmorde interpretierte.

Wir kamen von unten hoch und bereiteten uns schon auf den Ausstieg vor, der schnell über die Bühne laufen mußte.

Da sahen wir die Beine!

Eigentlich nicht ungewöhnlich, zwei Mitfahrer auf dem Weg nach oben. An ihnen fiel jedoch etwas Merkwürdiges auf. Es war der schwarze Stoff der Hosenbeine.

Die Finsteren waren da!

Das Wissen darum und das Entdecken geschah in der gleichen Sekunde. Wir aber sahen nicht nur sie, sondern auch die Waffen, die sie in den Händen hielten.

Zwei Pistolen, deren Mündungen genau in die hochfahrende Kabine zielten.

***

Das Arbeitszimmer des Mannes wirkte düster wie der Vorhof zur Hölle. Obwohl es zwei hohe Fenster besaß, drang nur wenig Licht in den Raum, weil Vorhänge die Scheiben verdeckten und Tageshelle zum größten Teil außen vor ließen.

Wände waren kaum zu sehen, weil die mit Büchern vollgestopften Regale vom Boden bis hoch zur Decke reichten. Jeder Platz in den Regalen war ausgefüllt.

In der Mitte des Raumes stand ein großer alter Schreibtisch aus braun gebeiztem Holz. Ein Telefon, Papiere, mehrere Füllfederhalter und Kugelschreiber lagen darauf. Unordnung gab es nicht. Der hier Arbeitende war ein sehr penibler Mensch. Er kam durch eine Seitentür, die sich in einer Regalnische befand und sehr schmal war. Die Tür hatte er lautlos geöffnet. Der Teppich schluckte seine Schritte, so daß es aussah, als würde der Eintretende in das Zimmer schweben.

Ebenso leise drückte er die Tür wieder ins Schloß und näherte sich seinem Schreibtisch.

Auf dem weichen Leder des Stuhls nahm er Platz, legte die Hände auf die Tischplatte und bewegte seine langen Finger, als wollte er deren Geschmeidigkeit überprüfen.

Sein Gesicht lag im Schatten, nur die Hände waren zu sehen und die Gelenke.

Beide bewegten sich jetzt zur Seite, verschwanden, erwischten den Griff einer seitlich am Schreibtisch eingelegten Schublade und zogen diese vorsichtig auf.

Die Lade war sehr hoch. Es lagen keine Papiere darin. Nur ein Gegenstand stand dort.

Es war eine Figur, detailgetreu gearbeitet, eine wertvolle Arbeit.

Ein schwarzer Schwan!

Die Hände hoben den Schwan an. Behutsam stellten sie ihn auf den Schreibtisch, so daß seine linke Seite dem Sitzenden zugewandt war. Der nickte und begann zu flüstern.

In der Stille wirkten die Worte noch unheimlicher und geheimnisvoller, als sie ohnehin schon waren. Dabei bewegten sich auch die Hände. Die Kuppen der Finger strichen über den Körper des Schwans hinweg und zeichneten jede Stelle nach.

Dabei flossen andere Worte aus dem Mund des Sprechers.

Beschwörende Sätze, die vom Schutz der Toten sprachen und vom Hüter des Jenseits. »Schütze unsere Welt, schütze sie und vernichte die Feinde.«

Nach diesen Worten war es wieder still. Aber der Schwan sah so aus, als würde er nicken…

***

Bei uns ging es nicht nur um Sekunden, sondern um Bruchteile davon. Zwei auf uns gerichtete Waffen, zwei Finger, die bereit waren, die Abzugsbügel nach hinten zu ziehen und uns zu töten.

Ich hatte den Eindruck, angenagelt zu sein. Der Schreck lähmte mich und meine Reaktion. Da kam mir eine Sekunde so vor wie eine Ewigkeit. Zum Glück befand sich jemand bei mir, der innerhalb kürzester Zeit gedankenschnell umschalten konnte.

Und Suko wurde zu einem Wirbelwind.

Mit den Armen oder Händen konnte er nicht viel machen, aber er war mit seinen Beinen genauso flink.

Sie flogen förmlich hoch, bildeten eine Schere und stießen aus der viereckigen Öffnung des Paternosters.

Volltreffer!

Suko hatte die beiden im Gesicht und am Körper erwischt, noch bevor sie es schafften, abzudrücken.

Sie verschwanden zwar nicht aus unserem Blickfeld, aber der Kleinere überschlug sich fast, während sein Kumpan noch abdrückte und die Kugel neben dem Paternoster in die Wand jagte, bevor er einen schrillen Schrei ausstieß und sich an seine Brust faßte. Wir glitten mittlerweile nach oben, hatten uns beide gebückt, um noch mitzubekommen, ob sie nicht noch schossen.

Der Kleinere kroch über den Boden und heulte. Sein Gesicht war entstellt. Blut hatte sich darin verteilt. Diesen letzten Eindruck nahmen wir mit, bevor die Etage verschwand.

Ich lehnte mich für einen Moment gegen die Wand. »Hölle, Suko, das war knapp.« Erst jetzt kam die Reaktion bei mir. Ich zitterte plötzlich am gesamten Körper.

»Es ging nicht anders, John. Ich mußte hart zutreten. Die hätten geschossen, das las ich in ihren Augen. Die hätten geschossen!« wiederholte er.

»Klar, das hätten sie – und danke auch.«

»Quatsch.«

Ich beugte mich nach vorn. Ruhe konnten wir uns nicht gönnen.

In der dritten Etage hatten die beiden jungen Killer gelauert. Stellte sich die Frage, wie es in der vierten aussehen würde?

Diesmal bereiteten wir uns vor und zogen unsere Waffen. Sekunden noch, dann wurde es heller. Ein Teil des Vierecks erschien, der Ausschnitt vergrößerte sich…

Diesmal sahen wir keine Beine. Trotzdem ließ unsere Spannung nicht nach. Auch die Berettas hielten wir schußbereit. Wir standen auf der Lauer und atmeten beide auf.

Soviel wir mitbekamen, war der Flur leer. Suko sprang als erster aus der Kabine. Ich folgte ihm, jumpte über die Kante und schaute in die andere Richtung des düsteren Ganges, in dem nur zwei Kugelleuchten

Licht abgaben, das auf dem polierten Boden einen matten Glanz hinterließ.

»Leer wie die Geldbörse eines Yard-Beamten kurz vor dem Ersten«, sagte Suko. Er drehte sich wieder. »Fahren wir hinunter?«

Ich war dagegen. »Diesmal nehmen wir die Treppe.«

»Aber leise.«

»Das versteht sich.«

Jemand, der es radikal auf uns abgesehen hatte, ließ es sicherlich nicht beim, ersten Versuch bewenden. Zwar würden die beiden die Nase voll haben, aber zu dieser Gruppe gehörten schließlich mehr Personen, die hier lauern konnten. Ich war zu der Überzeugung gelangt, daß man uns eine Falle gestellt hatte.

Bis zur Treppe hatten wir nur einige Meter zu gehen. Der Gang kam uns vor wie ein halbdunkler Tunnel. Rechts und links sahen wir die Türen. Manchmal beschildert mit Namen, die uns nichts sagten.

Das monotone Geräusch des Paternosters blieb hinter uns zurück.

Dafür vernahmen wir etwas anderes.

Musik!

Wir blieben wie abgesprochen stehen, denn das war uns beiden komisch vorgekommen.

»Soll das unser Grabgesang sein?« fragte Suko.

»Hört sich fast so an.«

Tatsächlich waren es Klänge, die zur Untermalung eines Gruselfilms gepaßt hätte. So düster, so unheimlich, gleichzeitig auch drohend. Eine regelrechte Totenmusik, schwermütig und auch mit Orgelklängen unterlegt.

»Es scheint so, als würden sie uns erwarten«, meinte Suko.

»Dann wollen wir sie auch nicht enttäuschen.«

Auch als wir die breite Treppe erreicht hatten, spielte die Musik.

Die Klänge wehten über die Stufen zu uns hoch. Sie füllten den Flur aus, hinterließen auf unserem Rücken einen Schauer und paßten auch zu dem düsteren Tageslicht, das durch die breiten Glasbauscheiben eines Lichthofs floß.

Auf der Treppe stand niemand. Wir schauten frei die breiten Stufen hinunter bis zum leeren Absatz.

Die unheimliche Totenmusik breitete im Treppenhaus ihre gesamte Fülle aus. Uns floß sie als düsterer Orkan entgegen.

Wir schauten uns an und hoben die Schultern. Es war nichts zu machen, kein Gegner ließ sich blicken, nur die Musik hörten wir.

»Dann sehen wir uns den Spieler mal an, der das Band laufen läßt«, schlug Suko vor.

Mittlerweile hatten wir uns an die Klänge gewöhnt. Sie störten nicht weiter.

Eine Etage tiefer schauten wir in einen breiten Gang und sahen, daß

eine Tür offenstand.

Im gleichen Augenblick verstummte die Musik. Jetzt hüllte uns die Stille ein, die wir gewohnt waren. Eine Ruhe vor dem Sturm, fast noch schlimmer als die Musik.

Wir atmeten einige Male tief durch, suchten auch nach den beiden niedergeschlagenen Typen, ohne sie entdecken zu können. Auch andere Darker lauerten nicht auf uns.

Dennoch war ich davon überzeugt, daß wir erwartet wurden.

Weshalb stand sonst die Tür offen, wo alle anderen geschlossen waren?

»Dann wollen wir mal.«

Ich setzte mich als erster in Bewegung; die Beretta hatte ich nicht weggesteckt. Allerdings wies die Mündung nicht in den Gang hinein. Sie glotzte zu Boden.

Ich umrundete die Tür. Sie bestand aus dickem Holz, in zwei Lagen aufeinandergepreßt.

Vor mir lag ein leeres Zimmer. Es war ziemlich geräumig. Die Inneneinrichtung wies auf ein Büro hin. Ein Schreibtisch, mehrere Aktenschränke, eine Schreibmaschine, Besucherstühle und links von uns eine weitere offenstehende Tür.

Suko stand dicht hinter mir und flüsterte mir ins Ohr, daß wir hier diesen Dekan Dibbuk finden konnten. »Ich habe es auf einem kleinen Schild gelesen.«

»Hallo!« Ich rief das Wort auf die offene Tür zu und war überrascht, daß wir Antwort bekamen.

»Ja, kommen Sie herein. Ich habe Sie bereits erwartet!« Der Mann sprach ein glattes Englisch. Seine Stimme tönte uns voll und fast melodisch entgegen.

»Dem hat man Bescheid gegeben«, wisperte Suko.

»Klar doch.«

Ein wenig unbehaglich war mir schon zumute, als ich auf die zweite Tür zuschritt. Dahinter empfing mich ein Zwielicht und füllte das gesamte Arbeitszimmer des Dekans aus.

Der Raum war größer, als ich mir vorgestellt hatte. Regale vom Boden bis zur Decke, vollgestopft mit Büchern. In der Zimmermitte, wo Platz genug war, stand ein Schreibtisch.

Wuchtig, aus dunklem Holz, mit Unterlagen bedeckt. Das Telefon fiel auf, wie auch der schwarze Schwan auf dem Schreibtisch und natürlich der Mann dahinter, Das also war der Dekan Dibbuk!

Er hatte sich nicht erhoben, blieb auf seinem bequemen Stuhl sitzen und schaute uns an. Sein Gesicht lag teils im Schatten, teils im Licht. Die Züge wirkten flach, ebenso wie die Nase und die etwas hervorquellenden Augen. Ich hatte den Eindruck, als würde ich in gelbe Pupillen schauen. Die Lippen bildeten eine breite Kerbe in dem

runden Gesicht. Man konnte nicht einmal sehen, ob sie zu einem Lächeln verzogen waren.

Mir fiel noch etwas auf. Der Mann saß schief auf seinem Stuhl.

Das hatte einen Grund. Der Dekan gehörte zu den verwachsenen Menschen. Aus seinem Rücken schaute ein Höcker hervor. Auf dem Kopf wuchs dünnes Haar, das er zurückgekämmt hatte. Seine Kleidung bestand aus einem dunkelgrauen Jackett. Die Hände lagen auf dem Schreibtisch, seine Finger waren etwas gespreizt.

Er bot uns keinen Platz an, obwohl Stühle vorhanden waren. Nur aus seinen löwengelben Pupillen starrte er uns an.

»Ja, ich habe Sie erwartet. Man hat Sie beide avisiert!« Während er sprach, strich er über den schwarzen Porzellanschwan. »Ich will Ihnen jetzt schon sagen, daß ich Sie nicht mag.«

»Danke«, sagte ich, »hat das auch einen Grund?«

»Ja, Sie mischen sich in Dinge hinein, die Sie nichts angehen, wie man mir zutrug.«

Ich hob die Schultern. »Immerhin geht es um Selbstmorde. Mehr als fünfzehn.«

»Stimmt.«

»Seltsamerweise entstammten die Toten der geschichtlichen Fakultät, der Sie vorstehen.«

Er hob einen Arm. »Falsch, es waren einige, nicht alle.«

»Was trieb diese jungen Leute zum Selbstmord?« fragte Suko.

Der Dekan hob die Schultern. Sein Buckel war deutlich zu sehen.

Dann grinste der Mann. »Ich bin nicht deren Elternteil, ich weiß es nicht. Viele Jugendliche suchen andere Wege, denn die normalen sind ihnen verbaut worden…«

»Das ist doch Unsinn!« sagte ich scharf. »Wege, die zum Selbstmord führen und auch vor Mord nicht haltmachen.«

»Wie darf ich das denn verstehen?«

»Auf uns wurde ein Mordanschlag verübt.«

»Ihr Pech. Was habe ich damit zu tun?«

»Es geschah in diesem Haus!«

Seine Augen verengten sich etwas. »Tatsächlich?«

»Vor knapp einer Viertelstunde, würde ich sagen. Sie haben nichts gehört?«

»Nein.« Wieder strich er über den Körper des Schwans. »Ich habe gearbeitet und nachgedacht.«

»Sie lieben Schwäne?« fragte ich.

»Das sehen Sie doch.«

»Bei den Toten fand man Schwäne und schwarze Rosen. Auch sie müssen diese Tiere geliebt haben.«

»Das kann ich mir vorstellen. Sie sind auch etwas Besonderes.« Er lächelte vor seinen nächsten Worten etwas entrückt. »Haben Sie schon

einen Schwan über das Wasser gleiten sehen? Es ist einfach wunderbar, dieses Tier zu beobachten. Es schwimmt nicht, es ›fließt‹. Das ist wie das Leben. Es fließt ebenfalls, wenn Sie verstehen. Leben und Tod sind zwei Dinge, die stets in Fluß sind, aber was erzähle ich Ihnen da?«

»Lieben Sie den Tod ebenfalls?« fragte Suko.

Er zögerte mit der Antwort. »Wie kommen Sie darauf?« fragte er leise.

»Nur so.«

»Der Tod ist nicht das Ende.«

»Das wissen wir auch. Aber wären Sie bereit, ebenfalls freiwillig aus dem Leben zu scheiden?«

Der Dekan lächelte. »Wollen Sie mich in eine Schublade mit den Toten stecken?«

»Es wäre zumindest nicht so abwegig«, erklärte Suko. »Aber lassen wir das. Wir sind gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie uns eventuell weiterhelfen können?«

Er lehnte sich zurück. Das Leder seines Schreibtischstuhls knarrte dabei. »Ich verstehe Sie nicht. Wobei soll ich Ihnen weiterhelfen?«

»Bei der Aufklärung der Selbstmorde!«

»Tut mir leid. Um dieses Thema habe ich mich nie gekümmert. Da müßten Sie meine Studenten fragen.«

»Sollen wir in die Vorlesung kommen?«

»Aber ich bitte Sie.« Er schüttelte den Kopf, als hätte ich ihm etwas Unanständiges gesagt. »In die Vorlesung doch nicht. Gehen Sie dorthin, wo sich die Studenten treffen.«

»Sehr gut. Wo ist das?«

»Es gibt verschiedene Kneipen oder Treffpunkte. Wenn mich nicht alles täuscht, ist zur Zeit eine Espresso-Bar in der Altstadt ›in‹. Sie liegt in einem Keller.«

»Wie heißt sie?«

»Diavolo!«

»Ach«, sagte ich. »Diavolo? Teufel?«

»Genau.«

»Sehr sinnig.«

Er hob die Schultern. »Ich habe den Namen dieser Bar nicht ausgesucht. Mehr kann ich nicht für Sie tun. Ich möchte Sie bitten, mich allein zu lassen.«

»Keine Sorge, das werden wir auch.« Ich nickte ihm zu. »Möglicherweise hören wir noch voneinander.«

Der Dekan starrte uns wieder an. »Das kann sein. Wenn nicht in dieser Welt, dann in einer anderen.«

Meine Antwort ging unter in der berauschenden Trauermusik, die plötzlich durch den Raum hallte. Ohne daß wir es hatten sehen

können, hatte er das Band eingestellt.

Die Lautsprecher sahen wir nicht, aber die Musik hüllte uns ein wie ein gewaltiger Mantel.

Sie begleitete uns bis auf den Flur.

»Was sagst du?« fragte Suko.

»Das gleiche wie du. Den haben wir nicht zum letztenmal gesehen. Wahrscheinlich ist er derjenige welcher. Wir sollten Mitic davon in Kenntnis setzen.«

»Sofort? Oder schauen wir uns erst einmal diese ungewöhnliche Espresso-Bar an?«

»Erst die Bar«, entschied ich.

Suko nickte. »So sehe ich das auch. Vielleicht können wir sogar mit dem Teufel tanzen?«

Ich grinste nicht einmal über die Bemerkung. Dafür war mir der Fall einfach zu ernst…

***

»Bitte, hör auf zu weinen. Du zerstörst doch nur dich selbst. Es hat keinen Sinn.«

Jolanda Mitic hob den Kopf. »Ich muß weinen«, erklärte sie ihrem Mann, der sie traurig anschaute. »Über Maria und uns.«

»Wieso über uns?«

Jolanda Mitic schneuzte ihre Nase. »Wir haben es eben versäumt, uns um Maria zu kümmern. Wir hätten es merken müssen. All die Jahre schon. Ja, das hätten wir.«

Der Polizist nickte. Auch er hätte heulen können. Aus dem Büro war er förmlich geflüchtet. Keine Art für einen Vorgesetzten. In diesem Fall jedoch mußte man für ihn Verständnis aufbringen, auch wenn es galt, die näheren Umstände dieses Selbstmords zu untersuchen. Darum konnten sich andere kümmern. Mitic war zu seiner Frau gefahren. Sie saßen im Wohnraum des kleinen Hauses, das noch Jolandas Eltern gebaut und es später vergrößert hatten.

So grau wie die Stimmung des Ehepaares war das Licht, das durch das Fenster hereinfiel. Plötzlich war das Haus leer. Es fehlte eine Person. Maria war zwar selten im Haus gewesen, aber sie hatte stets zurückkehren können. Das würde nun nicht mehr so sein.

Nie mehr…

Er atmete seufzend, als er daran dachte. In einer hilflosen Geste hob er die Schultern. »Sicher, wir hätten uns um sie kümmern müssen, aber es war eben die Zeit.«

»Du in deinem Beruf und auch ich habe die Zeichen nicht erkannt!« flüsterte Jolanda. Sie war ebenfalls halbtags berufstätig. In einem Hospital arbeitete sie als Krankenschwester. Da hatte sie auch nicht viel Zeit gehabt, sich um die Tochter zu kümmern. Die Arbeit war viel

gewesen. Im Gesicht hatte sie ihre Spuren hinterlassen. Jolanda wirkte verhärmt. Das einstmals hübsche Aussehen hatte einen starken Schlag bekommen. Nur die großen, braunen Augen erinnerten noch an das junge lebenslustige Mädchen, das sie einmal gewesen war.

»Gib mir eine Zigarette«, bat sie.

Michael Mitic reichte ihr ein Stäbchen und auch Feuer. Jolanda saugte den Rauch tief in sich hinein, um ihn aus den Nasenlöchern wieder hervorfließen zu lassen. »Es ist alles zu spät«, flüsterte sie.

»Wir können die Fehler nicht mehr berichtigen.«

»Ja, leider.«

»Dabei hätten wir nur die Augen offenzuhalten brauchen, dann wäre alles anders gelaufen. Was kann sie denn veranlaßt haben, in den Tod zu gehen? Sie und all die anderen. Bitte, kannst du etwas sagen?«

»Nein.«

»Ihr beschäftigt euch mit den Fällen.«

»Die gibt es offiziell nicht, Jolanda, das weißt du selbst.«

»Und die beiden Engländer?«

»Sind inoffiziell in der Stadt.«

»Was könnte in Maria vorgegangen sein?« Jolanda kam wieder auf das alte Thema zurück.

»Ich weiß es wirklich nicht. Der Tod muß eine ungewöhnliche Anziehungskraft auf sie ausgeübt haben.«

»Und wenn du mal mit den anderen redest.«

Er runzelte die Stirn. »Wen meinst du?«

»Ihre Freundinnen, ihre Bekannten, sie war schließlich nicht allein, unser Kind. Sie hatte sich einer Gruppe angeschlossen. Sie war ein Mensch, der…«

»Ja, ich weiß.« Mitic nickte. »Dein Vorschlag ist auch nicht schlecht, nur wird er sich kaum realisieren lassen, denn all ihre Bekannten wissen, wer ich bin.«

»Meinst du, sie halten den Mund?«

Michael Mitic nickte heftig. »Und ob sie den Mund halten werden. Ich habe das heute noch erlebt, als wir diesen Jabukovac verhörten. Der sagte nichts.«

»Dann werde ich mich darum kümmern!«

»Wie?«

Jolanda drehte ihrem Mann das Gesicht zu. »Ich nehme den Fall in die Hand. Ich will wissen, aus welchem Grund meine Tochter sich das Leben genommen hat und wer alles dahintersteckt. Kannst du das nicht begreifen? Ich, die Mutter.«

»Das verstehe ich. Nur wirst du ebenso wenig Erfolg haben wie ich, meine Liebe.«

Jolanda verengte die Augen. Ihr Lächeln war eisig. »Da irrst du dich, Michael. Frauen sind oft genug zu Dingen fähig, von denen die

Männer nicht einmal träumen.«

»Übernimm dich nicht. Wir haben mit den beiden Engländern einen Trumpf in der Hand…«

Sie unterbrach ihren Mann mit einem Lachen. »Welchen Trumpf denn? Haben sie bisher schon etwas geleistet? Nein, das haben sie nicht. Ich aber gehe anders an diesen Fall heran. Meine Tochter muß Spuren hinterlassen haben, als sie noch lebte. Sie ist oft weggegangen. Weißt du denn, wohin sie gegangen ist?«

»Nein.«

»Das werde ich herausfinden, das schwöre ich dir. Ich werde ihre Spuren aufnehmen, sie verfolgen und ebenfalls zu den Plätzen gelangen, die Maria…«

»Man wird dich nicht hineinlassen. Diese Leute haben sich, das wissen wir, in Szene-Lokalen getroffen. In düsteren Kneipen, alten Kaschemmen, wo sie nicht auffielen. Die waren genau richtig für sie, und es hat ihnen Spaß gemacht…«

»Kennst du Namen?«

Er hob die Schultern. »Kaum.«

»Dann sag einen!«

»Nein, Jolanda, das ist nichts für dich. Das sind Gegenden, wo du besser nicht hingehen solltest.«

Sie wollte abwinken, doch das Läuten des schwarzen Telefons unterbrach diese Gestik. Der Apparat stand auf einem kleinen, runden Tisch, auf einer gehäkelten Decke.

Mitic streckte den Arm aus. Er rechnete mit einem Anruf aus dem Büro und sagte seinen Namen ziemlich hart.

Es war keiner seiner Leute. Zuerst hörte er nichts. Als er wieder auflegen wollte, drang die Frage an sein Ohr. »Sind Sie der Vater von Maria?«

»Ja, der bin ich.«

»Gut, das ist gut. Dann hören Sie am besten ganz genau zu, mein Lieber. Aber sehr genau.«

»Reden Sie schon!«

»Sie wollen doch sicherlich mehr über den Tod Ihrer Tochter wissen. Warum und weshalb alles so gewesen ist – oder?«

»Selbstverständlich.« Mitic sprach bewußt einsilbig, weil er Jolanda nicht mißtrauisch machen wollte.

»Dann kommen Sie zu uns. Und bringen Sie etwas Geld mit. Vielleicht kosten die Informationen.«

»Das mache ich.«

»Schön. Ich sage Ihnen einen Namen: Diavolo. Kommen Sie in die Espresso-Bar Diavolo.«

»Und dann?«

Michael Mitic bekam keine Antwort mehr, weil sein unbekannter

Gesprächspartner aufgelegt hatte. Aber er wußte jetzt Bescheid, hatte eine Spur und einen Namen.

Diavolo!

Ein Lokal, eine Bar, ein Café. Er kannte es nicht, aber er würde es finden, und zwar allein.

Seine Frau schaute ihn an. »Wer war es?« fragte sie leise.

Mitic hatte sich schon eine Ausrede zurechtgelegt. »Es war jemand vom Büro.«

»Mußt du hin?«

»Ja. Man braucht mich dort.«

Sie lächelte etwas enttäuscht. »Du wolltest mich doch nicht allein lassen. Nicht jetzt, wo…«

»Ich weiß es, Mädchen, aber ich muß hin. Verstehst du das? Ich kann mir nicht erlauben, hier herumzusitzen. Ich bin der Vorgesetzte. Es geht eben nicht anders.«

»Ja, ich verstehe.«

»Da hat sich jemand umgebracht, wie du weißt. Ich werde selbst die Nachforschungen leiten müssen.«

»Und die beiden Engländer?«

»Wo sie stecken, weiß ich nicht.« Er hatte sich wieder umgezogen, doch auf die Uniform verzichtet. Über der Lehne eines Stuhls hing die alte Lederjacke.

Jolanda schaute ihm zu, wie er sie anzog. »Ich weiß nicht«, flüsterte sie, »aber ich habe das Gefühl, als würdest du mir etwas verschweigen, Michael.«

»Was denn?«

»Das war niemals jemand von deinem Büro, der angerufen hat. Das glaube ich einfach nicht.«

»Wer denn?«

»Keine Ahnung. Ich habe zufällig die Stimme gehört. Sie klang anders als die deiner Mitarbeiter.«

Mitic sagte nichts mehr. Er beugte sich zu seiner Frau hinab und legte beide Handflächen gegen ihre Wangen. »Ja, du hast recht, Jolanda. Tu uns einen Gefallen, drück uns die Daumen.«

»Wo gehst du hin?«

»Zum Teufel«, erwiderte er leise. »Ich gehe zum Teufel…«

***

Eine Espresso-Bar mit dem Namen Diavolo! Das hatte ich bisher auch noch nicht gehört, obwohl mir schon vieles untergekommen war. Ich war ebenso gespannt darauf, sie mir anzusehen wie Suko, aber zunächst mußten wir sie finden.

Zwar stand uns der alte Opel zur Verfügung, ein Taxi wäre besser gewesen. Nur hätten wir später keinen Wagen mehr gehabt, wenn wir

einen benötigten.

So blieb uns nichts anderes übrig, als durch die Altstadt von Zagreb zu kurven.

Das war beileibe kein Vergnügen. Den Weg dorthin zu finden, gehörte zu den leichtesten Übungen, nur sich in dem Wirrwarr der schmalen Straßen und Gassen zurechtzufinden, strapazierte unser Nervenkostüm. Wir hatten unsere Schwierigkeiten, mußten mehrmals fragen und bekamen als Antwort meist ein Schulterzucken.

»Hier rasen wir uns die Hacken und die Reifen ab, ohne einen Erfolg zu haben«, sagte ich wütend und stoppte auf einer schrägen Straße.

»Was willst du?«

Ich deutete auf ein schmales Haus. »Da ist eine Post. Mitic hat Telefon, den rufe ich an.«

»Willst du ihn einweihen?«

»Muß ich ja.«

Suko hob die Schultern. »Gut, ich warte hier. Begeistert bin ich davon nicht.«

»Ich auch nicht.«

Die Post gehörte zu den kleinen Filialen. Zwei Leute arbeiteten hier. Die weibliche Angeteilte verstand ein paar Brocken Englisch.

Sie führte mich zu einer Zelle, wo an der Wand der dunkle Telefonapparat hing. Münzen bekam ich auch, und die Nummer des jugoslawischen Polizeikollegen holte ich mir aus dem Telefonbuch.

Eine Frau meldete sich. Den Namen verstand ich, die anschließende Frage nicht.

Sicherlich war es Jolanda Mitic. Ich stellte mich vor, sie wußte Bescheid und erklärte mir, daß ihr Mann nicht zu Hause wäre.

»Wo ist er denn hingegangen?«

Die Antwort erreichte mich in Bruchstücken. Das Englisch, das sie sprach, war nicht gerade perfekt. Zudem weinte sie dabei, und ich ließ sie den Satz noch einmal wiederholen.

Das Wort Devil fiel.

»Wieso Teufel?«

»Hat er gesagt.«

»Mehr nicht?«

»Nein.«

Ich bedankte mich und hängte den Hörer ein. Da in der kleinen Schalterhalle keine Besucher mehr standen, erkundigte ich mich, wo wir das Lokal Diavolo finden konnten.

Die Frau wußte es nicht, fragte aber den Kollegen, der im Hintergrund Pakete stapelte.

Der hatte schon davon gehört, gab eine Erklärung ab, die die Frau holprig übersetzte.

Ich erfuhr, daß wir zweimal links fahren mußten, um dann in eine

schmale Gasse einzubiegen.

»Danke sehr«, sagte ich und verabschiedete mich.

Suko hatte im Wagen gewartet. Vorwurfsvoll schaute er mich an.

»Hat lange gedauert.«

Ich erklärte ihm den Grund.

»Und du bist dir sicher, daß wir den Laden finden werden?«

»Ich hoffe es.« Der alte Opel rollte an. Der Belag war schlecht.

Schlaglöcher wechselten sich mit überstehenden Kanten ab. Dazwischen Kopfsteinpflaster und hochstehende Gullydeckel.

Hinzu kam noch der Betrieb. Jeder fuhr, wie er wollte, ich mußte höllisch achtgeben, auch auf die Fußgänger, die rücksichtslos die Fahrbahn überquerten.

Das Wetter zeigte sich auch nicht von der besten Seite. Die Sonne hielt sich versteckt, und die grauen Wolken am Himmel gaben mehr Schatten als Licht.

Alte Fassaden wirkten auf uns wie abbruchreif. Die Häuser standen dicht zusammen. Viele von ihnen waren sehr schmal. Auf kleinen Balkonen flatterte Wäsche im Wind. Stimmenwirrwarr und das Hupkonzert mancher Fahrer brachte Leben.

Kurz vor einer Brücke mußten wir links ab. Das war eine Einbahnstraße. Auch die nächste. Ein Lieferwagen versperrte uns den Weg. Zwei Männer trugen Kartons mit Ware in einen kleinen Kramladen. Erst als sie ihre Arbeit beendet hatten, konnten wir weiterfahren.

Mittlerweile hatte sich auch der Nachmittag verabschiedet. Der Abend zog herauf. In der grauen Dämmerung kamen uns die Gassen noch enger vor.

Wir erreichten einen kleinen Platz. Alte Häuser rahmten ihn ein und bildeten eine malerische Kulisse.

»Hier muß es irgendwo sein«, sagte ich, als ich den Wagen rechts heranfuhr und anhielt.

Zugleich stiegen wir aus und nahmen sofort den Geruch wahr, der uns aus einem Lokal entgegenströmte. Zwiebeln und Knoblauch vermischten sich mit dem Aroma eines Bratens.

Im Lokal wurde gefeiert. Wir hörten zahlreiche Stimmen durcheinandersprechen, auch das helle Klirren der Gläser, wenn die Menschen miteinander anstießen.

»Da müssen wir bestimmt nicht hin«, meinte Suko. Er schaute sich ebenso um wie ich.

Zu sehen war nichts. Kein Reklameschild wies auf die Espresso-Bar mit dem Namen Diavolo hin.

»Ich glaube nicht, daß man uns in die Irre geschickt hat«, sagte ich.

Suko hob die Schultern. »Laß uns eine Runde drehen.«

Das taten wir auch und hielten uns dabei dicht an den Fronten der

Häuser.
Dieser Dekan Dibbuk hatte von einer Kellerkneipe gesprochen.
Dorthin mußte eine Treppe führen, und danach hielten wir Ausschau.
Suko entdeckte das Ziel zuerst. Die Espresso-Bar befand sich eingeklemmt zwischen zwei größeren Häusern. An der Hauswand war die Schrift verblichen. Tatsächlich führte eine Außentreppe zur Eingangstür der Bar. Die Treppe war sehr steil. Wir mußten schon tief schauen, um die Tür erkennen zu können.
Andere Eingangstüren zeigten eine normale Farbe. Diese hier nicht. Sie war schwarz gestrichen.
Suko nickte. »Das paßt doch«, sagte er.
Ich hatte meine Hand schon auf das Metallgeländer gelegt und schritt dem Eingang entgegen. Zu beiden Seiten der Tür befanden sich Fenster. Auch diese Scheiben waren verdunkelt. Allerdings nicht so sehr wie die Tür. Sie zeigten einen dunkelgrauen, schattenhaften Anstrich.
Wir mußten damit rechnen, daß wir auch beobachtet wurden.
Diese Espresso-Bar gehörte zu den Szene-Kneipen, da fielen Fremde wie wir natürlich auf.
Außen besaß die Tür eine Klinke aus Messing. Ich drückte sie nach unten und war etwas überrascht, daß wir freien Eintritt hatten.
»Dann geh mal vor«, hörte ich Suko hinter mir flüstern.
Ich trat zuerst in die völlig andere Welt. Ein Keller, ein düsteres Verlies, in dem sich Licht und Schatten abwechselten, all das traf als Beschreibung zu.
Die Bar war in einem gewölbeartigen Keller eingerichtet worden.
Als Lichtquellen dienten schwarze Kerzen. Einige der Flammen bewegten sich durch den Luftzug. Durch ihr Tanzen schufen sie neue Formen aus Licht und Schatten. Gespenstisch geisterten sie über die Rundbogendecke oder glitten hin bis zu der halbrunden Theke, die vorne ebenfalls einen schwarzen Anstrich aufwies. Das Leder der Hocker war dunkel eingefärbt.
Einen besseren Treffpunkt hätten sich die Finsteren wahrlich nicht aussuchen können.
Und sie waren da.
Man konnte das Gefühl bekommen, es nicht mit Menschen zu tun zu haben. Sie hockten an den ebenfalls schwarz lackierten oder gestrichenen runden Tischen, bewegten sich nicht und starrten uns an.
Junge Frauen, junge Männer in schwarzer Totenkleidung mit bleichgrauen Gesichtern und einer düsteren Ausstrahlung, die in ein Totenreich hineinpaßte.
Damit hatte diese Bude Ähnlichkeit.
Niemand sprach. Wir hörten unsere eigenen Schritte, passierten die ersten Tische und sahen jetzt auch, daß auf einigen von ihnen

schwarze Rosen lagen.

Unser Weg führte uns zur Theke. Genügend Hocker waren frei.

Suko und ich schoben uns auf die Sitzflächen und drehten uns so, daß wir auch in das Lokal hineinschauen konnten. Ich mochte es nicht, wenn ich zu viele Personen unbeobachtet im Rücken wußte.

Niemand stand hinter der Theke. Eine Espresso-Maschine hatten sie gekauft. Der viereckige Kasten war nicht schwarz gestrichen. Er glänzte silbrig.

Manchmal tranken auch die Gäste. Sie hoben wie im Zeitlupentempo ihre Tassen an, schlürften Kaffee und sagten kein Wort.

Ein gefährliches Schweigen lastete zwischen uns.

Wir sahen keinen Barkeeper, der uns bedient hätte. Dafür waren die Blicke der Gäste auf uns gerichtet. Auch diejenigen, die im Hintergrund saßen, schauten uns an.

So verging eine Minute.

Unsere Augen hatten sich mittlerweile an das Kerzenlicht gewöhnt. Es blendete nicht mehr so stark, auch dann nicht, wenn sich die Flammen tanzend bewegten.

Auf der Theke leuchteten ebenfalls schwarze Kerzen. Sie steckten in bleichen Totenschädeln, die verdammt echt aussahen und bestimmt aus geschändeten Gräbern geholt worden waren.

Noch immer bewegte sich niemand. Nur Blicke trafen uns. Kalt, lauernd, abschätzend.

Klar, daß wir uns unwohl fühlten.

Plötzlich stand jemand auf. Es war ein schlankes Mädchen mit langen Haaren, das sich von seinem Stuhl im Hintergrund des Raumes erhob und die auf dem Tisch liegende schwarze Rose an sich nahm.

Sie drängte sich zwischen den anderen hindurch und kam auf die Theke zu.

Sie war viel kleiner als wir. Ihr Gesicht wirkte puppig, trotz der grauen Streifen.

Vor uns blieb sie stehen.

Ich wollte sie schon ansprechen, als sie die Blüte der Rose zum Mund führte, sie mit den dunkel geschminkten Lippen berührte, sie somit küßte und dann fallen ließ.

Direkt vor unseren Füßen blieb sie liegen.

»Was soll das?« fragte ich leise.

Sie lächelte knapp, bevor sie eine wispernde Antwort gab. »Es ist der Todesgruß.«

Auch die anderen hatten die Worte gehört. Ohne etwas zu sagen, saßen sie da und nickten.

Ich holte tief Luft. Mir war nach einer Klarstellung oder Unterhaltung zumute, aber die junge Frau drehte sich um. Sie ging tiefer in den Raum hinein, ohne allerdings ihren Platz anzusteuern.

Ihr Ziel war eine Musikanlage, die wir zwar nicht sahen, weil sie von einer Säule verdeckt wurde, aber wir hörten sie.

Und wie!

Der peitschende und hämmernde Rock zerfetzte wütend die angespannte Stille.

Ich hatte ein Zusammenzucken nicht vermeiden können, denn ich war davon überrascht worden. Die Rockgruppe, deren Musik durch das Gewölbe brandete, kannte ich.

Sie hieß Joy Divison!

Es war eine aggressive Musik, wild, laut, ohne Gesetz, auf Chaos getrimmt, in diese Szenerie passend.

Durch die Lautstärke war eine Unterhaltung so gut wie unmöglich. Das hatten die ungewöhnlichen Gäste bestimmt gewollt.

Und sie bewegten sich jetzt, blieben dabei auf ihren Stühlen sitzen und hoben allein die Füße im Takt des Hardrocks.

Wir waren nicht gekommen, um uns die Musik anzuhören. Wir wollten diktieren, nicht sie.

Deshalb rutschte ich vom Hocker und ging den gleichen Weg wie zuvor die junge Frau. Die Anlage stand auf einem Tisch. Sie gehörte noch zu den älteren Modellen, ohne Sensortasten. Ich drückte einen Knopf, und der harte Rock verstummte wie abgeschnitten.

Kein Protest schwang mir entgegen. Es tat auch niemand etwas, als ich mich wieder zur Theke begab. Die Gäste hatten meine Aktion mit einer stoischen Ruhe hingenommen.

Suko war in der Zwischenzeit auch nicht faul gewesen. Er hatte sich sehr genau umgeschaut und die beiden Typen entdeckt, die uns das Lebenslicht hatten ausblasen wollen.

»Sie hocken ganz hinten«, sagte er leise.

»Wer?«

Er erklärte es mir.

»Dann werden wir sie uns holen.«

»Meine ich auch.«

Die Rose lag noch immer vor meinen Füßen. Was ich in den nächsten Sekunden tat, das geschah nicht grundlos. Ich wollte einfach provozieren. Für einen Moment schwebte meine Schuhsohle noch über der Blüte, dann trat ich darauf und drehte ihn um.

Unter der Sohle wurde die Rose zu einem schmierigen Brei. Zum erstenmal erlebten wir so etwas wie eine Reaktion. Es sprach zwar niemand, aber einige waren zusammengezuckt, bis das Mädchen, das mir die Rose gebracht hatte, aufsprang.

»Du hast sie zerstört!« rief sie. »Du hast unser Symbol mit Füßen getreten. Dafür wirst du büßen. Der Tod wird dich und deinen Freund umfangen, aber ihr werdet keine Freude an ihm haben. Das Jenseits soll euch mit Haut und Haaren verschlingen.«

»Aber zuvor möchte ich etwas klarstellen!« rief ich dagegen. »Wir sind nicht ohne Grund gekommen. Man hat uns hergeschickt, und wir haben mit zweien von euch noch eine Rechnung offen.«

»Wer zwei von uns angreift, greift uns alle an!« erklärte mir das Mädchen, streckte einen Arm aus und wies mit dem Zeigefinger auf mich. »Ihr beide sollt spüren, was es heißt, sich gegen die Finsteren zu stellen. Das haben schon andere versucht.«

»Auch Michael Mitic?« Mir war plötzlich eingefallen, daß seine Frau davon gesprochen hatte, ihr Mann wollte zum Teufel gehen.

Dieses Lokal konnte sie damit gemeint haben.

»Sicher!« Sie sagte es mit einem sehr scharfen Unterton in der Stimme, der mich aufhorchen ließ. Möglicherweise hatte sich Mitic bei seinem Besuch hier übernommen.

»Die Antwort hat mir nicht gefallen«, erklärte auch Suko.

»Frag mich mal.«

»Sollen wir in die Offensive gehen?«

»Und wie.«

»Wo können wir Michael Mitic finden?« rief ich den Finsteren entgegen.

Die Antwort ließ auf sich warten. Dann fragte jemand: »Ihr wollt ihn tatsächlich sehen?«

»Deshalb kamen wir her!« sagte Suko.

Köpfe bewegten sich. Die Finsteren schauten sich an. Manche Lippen verzogen sich zu einem breiten Grinsen. Wir spürten genau, daß sie etwas vorhatten. Es lag einiges in der Luft, es roch nach einer Eskalation, es war die berühmte Ruhe vor dem Sturm.

Einer erhob sich. Ein großer, schlanker Bursche, so um die Zwanzig und in Leder gekleidet. Wenn er ging, knarrte es. Das Gesicht zeigte ebenfalls eine aschgraue Farbe. Nur die Augen fielen auf, weil sie wesentlich heller wirkten.

Der junge Mann kam auf die Theke zu. Wir rechneten damit, daß er uns ansprechen würde, aber er drehte sich dort scharf um, wo der Rosenrest auf dem Boden lag.

Gelassen schritt er an der Theke vorbei, bis er eine Klappe erreicht hatte, die er hochhob. So entstand ein Durchgang, den er auch benutzte. Wieder grinste er kalt, und seine Augen funkelten dabei in wilder Vorfreude.

Ich wollte nicht, daß wir beide den Typen die Rücken zudrehten und blieb in der Haltung sitzen. So konnte ich hinter die Theke schielen und auch in den Raum sehen.

Mir war schon vorher das geteilte Flaschenregal aufgefallen. Ein ebenfalls schwarzer Vorhang trennte es in zwei Hälften. Der Mann kam sich vor wie ein großer Magier kurz vor dem entscheidenden Auftritt. Er hatte seine Finger um eine Stoffalte geschlossen, wartete

aber noch damit, den Vorhang zur Seite zu ziehen.
Jemand schnickte mit den Fingern!
Es war das Zeichen für den in schwarzes Leder gekleideten Mann.
Mit einem Ruck riß er den schwarzen Vorhang zur Seite.
Suko und ich starrten durch eine Glasscheibe in einen von zwei Leuchtern erhellten Raum.
Es gab keinerlei Einrichtungsgegenstände darin. Die Wände waren kahl, ebenso der Boden.
Auf der schwarzen Fläche lag bewegungslos ein Mann.
Michael Mitic.
Und um ihn herum bildeten sechs schwarze Rosen ein Sechseck!

***

War er tot? Lebte er noch?
Keiner von uns wußte es zu sagen. Ich spürte nur, wie sich die Haut auf meinem Rücken spannte. Plötzlich lagen Schweißtropfen auf meiner Stirn, der Atem ging schneller, und auch mein Herzschlag hatte sich beschleunigt, obwohl ich äußerlich ruhig blieb und die Finger der rechten Hand hart um den Handlauf des Tresens klammerte.
Niemand sprach ein Wort. Schwer wie Blei lastete die Stille. Auch die Finsteren hockten wie festgeleimt auf ihren Plätzen. Nicht einmal ihr Atem war zu hören.
Lebte er noch? War er tot?
Ich schaute noch genauer hin, suchte aber vergeblich nach einer Blutlache.
Dann hörte ich das leise Lachen. Der Kerl am Vorhang hatte es ausgestoßen. »Da ist der, den ihr gesucht habt«, erklärte er mit rauher Flüsterstimme. »Und nun?«
»Ist er tot?« fragte ich laut.
Der Finstere hob die Schultern.
»John, hinter dir!« wisperte Suko.
Auf dem Hocker drehte ich mich um und sah, daß alle Gäste sich von ihren Stühlen erhoben hatten.
Sie waren sehr langsam aufgestanden, fast wie im Zeitlupentempo, standen jetzt vor den Stühlen und starrten allesamt in unsere Richtung: Kein Muskel regte sich in ihrem Gesicht, doch gerade diese Glätte bewies nur, daß sie etwas vorhatten.
Dann bewegten sie sich.
Einige von ihnen schoben ihre Stühle zur Seite, damit sie den nötigen Platz hatten. Sie rollten mit den Schultern, als wollten sie sich mehr Beweglichkeit verschaffen. Die Kerzenflammen begannen zu flackern, als sie sich dicht an ihnen vorbeischoben.
Ihr Ziel war die Theke und damit wir. Sie bildeten eine schwarze

Mauer aus Menschenleibern. Ihre grauen Gesichter hätten auch Zombies gehören können.

Und noch etwas erkannten wir. Bisher hatten sie die Hände unter den Tischen verborgen gehabt. Nun zeigten sie diese frei und offen.

Aus den Fäusten stach etwas hervor.

Es war hell, lang und vorn spitz, wenn auch unregelmäßig zulaufend. Keine Messer, trotzdem gefährliche Mordwerkzeuge, denn die bleich schimmernden Gegenstände waren angespitzte Knochen.

Bearbeitete Gebeine, die zu tödlichen Werkzeugen werden konnten.

Jemand stieß einen Stuhl um. Das harte Geräusch wirkte wie ein Schuß. Ich dachte an das Schicksal des Polizeibeamten und daran, daß wir es nicht erleiden wollten.

»Fertig?« fragte Suko und schielte dabei auf seine linke Seite, wo er die Beretta stecken hatte.

»Immer!«

»Dann los!«

Gemeinsam zogen wir die mit Silberkugeln geladenen Pistolen und ließen die Gruppe der Finsteren in die Löcher der Mündungen schauen. Sie wußten nicht, wohin sie sehen sollten.

Manche schielten auf ihre Knochenstücke, andere wiederum hielten die Blicke auf die Waffen gerichtet.

»Es reicht«, sagte ich hart. »Keinen Schritt weiter!«

Sie blieben tatsächlich stehen. Ein Scharren der Füße noch, ein letztes Räuspern – Stille.

Zwischen uns baute sich Spannung auf. Auch wenn unsere Waffen auf die Darkers wiesen, so hatten wir noch längst nicht gewonnen. Sie befanden sich in der Überzahl, zudem gehörten sie zu den Menschen, die den Tod nicht fürchteten. Sie besaßen eine gewisse Todessehnsucht, einen gewaltigen Drang, der sie reif für das Jenseits machte.

Das Licht der Kerzen hatte sie wieder berührt. Unbeweglich standen die Flammen auf den Dochten. Sie wirkten, als wären sie in die Finsternis hineingemalt worden.

Die Sprecherin stand ziemlich weit vorn. Auch sie hielt eines dieser aus Gebein bestehenden Messer in der Hand. Gelblichweiß schaute die Knochenspitze aus ihrer Faust.

Das Mädchen lachte leise. Es war ein Lachen, das mir persönlich überhaupt nicht gefiel. Hämisch, gleichzeitig triumphierend und auch wissend um die eigene Stärke.

Sehr langsam hob sie den linken Arm, sie streckte dabei den Zeigefinger vor. Der Nagel schimmerte schwarz. Über seine Oberfläche huschte der Widerschein einer Kerzenflamme.

»Ihr habt nicht gewonnen«, hauchte sie. »Nein, das habt ihr nicht. Dreht euch um, dann werdet ihr es sehen.« Ihre Augen leuchteten

dabei, sie freute sich innerlich.

Umdrehen sollten wir uns. Wir würden über die Bartheke hinwegschauen, wo sich der Glaseinsatz befand. Dahinter lag der Raum mit dem regungslosen Michael Mitic.

»Dreht euch um!« flüsterte sie scharf.

»Mach du es!« sagte Suko. Er dachte ebenso wie ich und wollte den Finsteren nicht unbedingt den Rücken zudrehen.

Ich bewegte mich auf der Stelle. Mein Blick glitt durch die Scheibe. Mitic lag auch weiterhin innerhalb des aus schwarzen Rosen gebildeten Sechsecks.

Das jagte mir keinen Schauer mehr über den Rücken. Es war die zweite Person, die den Raum betreten hatte.

Ich kannte den Mann. Er hatte sich als Dekan einer Fakultät bezeichnet.

Jetzt erinnerte daran nichts mehr. Im Gegenteil, er kam mir vor wie ein brutaler Killer, denn mit beiden Händen hielt er den Griff eines machetenartigen Messers umklammert und die scharfe Seite schwebte über dem Hals des Polizisten…

***

Es gibt Momente, wo man das Gefühl hat, die Zeit würde stehenbleiben. So einen Moment oder Augenblick erlebte ich hier. Es ging nicht mehr weiter, plötzlich war alles anders. Ich selbst schien eingefroren zu sein, und auch Suko spürte, daß etwas nicht stimmte, denn er fragte leise: »Hatten sie recht?«

»Leider!«

Auch er drehte sich um, während ich wieder auf die Finsteren schaute und dabei die Pistole hielt, die auf einmal schwer wie Blei geworden war. Jedenfalls zog sie nach unten.

Suko sah das gleiche wie ich. Er gab einen Kommentar ab. »Das sind schlechte Karten, John.«

»Du sagst es.«

Die Sprecherin schob ihr Haar zurück. Dabei verzog sie die Lippen noch zu einem breiten Lächeln. »Wäre es nicht besser, die Waffen fallen zu lassen?«

»Und wenn nicht?«

»Wird er es zu büßen haben. Noch ist er nicht tot, aber das kann schnell passieren.«

»Durch euren Dekan, nicht?«

»So ist es.«

»Dann ist er euer Anführer!«

Sie nickte. »Auch das ist richtig. Er ist derjenige, der uns alles gezeigt hat. Er hat uns die Augen für das Jenseits geöffnet. Er hat die Todessehnsucht in uns gepflanzt. Wir gehorchen und folgen ihm.

Unser Dekan Diavolo hat mit der Hölle einen Pakt geschlossen und ist in Gebiete eingedrungen, die für andere unerreichbar sind.«

Dekan Diavolo – ich dachte über den Namen nach. Er war genau richtig, traf den Nägel auf den Kopf. Es war ein Name, der zu ihm paßte. Ich hatte eine trockene Kehle bekommen. Die Lage hatte sich verändert, unsere Karten waren schlechter geworden, alles stand auf des Messers Schneide. Mir kam die Luft auch verändert vor. Sie schien dicker geworden zu sein. Das Atmen fiel mir zwar nicht schwer, aber die zahlreichen Flammen entrissen der Luft den Sauerstoff.

»Es ist vorbei!« sagte eine Männerstimme, und andere stimmten ein.

»Es ist vorbei… es ist vorbei … es ist vorbei …«

»War es das?«

»Vielleicht«, sprach ich laut gegen das Gemurmel an. »Vielleicht ist es für uns vorbei, aber ich möchte gern wissen, was mit Maria Mitic geschehen ist?«

»Sie ist tot…«

»Sie ist endlich dort, wo wir alle hinkommen und hingehören…«

»Maria hat den Ort der Sehnsucht erreicht…«

Diese Antworten hörten wir von verschiedenen Mitgliedern der Gruppe. Aber damit konnte ich mich nicht zufrieden geben. Ich wollte mehr wissen und vor allen Dingen andere, wichtige Tatsachen erfahren.

»Weshalb habt ihr Maria entführt? Was wolltet ihr mit ihrer Leiche anstellen?«

»Wir werden sie begraben!«

»Wo?«

Wieder bekam ich von der jungen Frau die Antwort. »Es ist ein bestimmter Ort, unser Ort«, erklärte sie. »Ihr braucht ihn nicht zu erfahren. Geht davon aus, daß es Maria nicht mehr geben wird, klar?«

»Bisher ja.«

»Unser Dekan ist nicht mehr geduldig«, sagte sie weiter. »Es wäre für euch besser, wenn ihr die Pistolen wegstecken würdet.«

Diese Antwort besagte alles. Ich schielte zu meinem Freund hin.

Suko sagte nichts, aber seine leichte Drehung des Kopfes war irgendwie bezeichnend.

Wir waren ein eingespieltes Team, verstanden uns auch ohne Worte. Durch diese Geste hatte ich gesehen, was Suko vorhatte. Er beschäftigte sich mit den gleichen Gedanken wie ich.

Wenn wir die Pistolen wegsteckten, würden sie über uns herfallen und uns niedermachen wollen. Hielten wir sie weiterhin fest, würde der Dekan Diavolo den Mann töten. Der Bucklige wartete nur darauf.

Was also tun?

Ich gab Suko ein Zeichen, damit er den Anfang machte.

Er fuhr herum und schoß.

***

Das Risiko war mehr als groß. Wenn sich zwischen uns und diesem Dekan eine schußsichere Scheibe befand, sahen wir alt aus, aber schußsicher war das Glas nicht.

Die Kugel sauste hindurch.

Sie hinterließ ein Loch, auf das von allen Seiten her ein dünnes Spinnenmuster aus zerborstenen Glasfäden zuführte. Auch ich hatte mich gedreht, wollte sehen, was geschah, denn noch war Mitic nicht außer Lebensgefahr.

Dibbuk zuckte hoch. Er war nicht getroffen worden, Suko hatte auch keine Zeit gehabt, um zu zielen, und der Dekan schwang das machetenähnliche Instrument wie eine Peitsche.

Suko hatte damit gerechnet, und er war plötzlich mehr als schnell.

Mit einem gewaltigen Sprung jagte er über die Theke hinweg, kam dahinter auf, stieß sich noch einmal ab und wuchtete seinen Körper hoch.

Mit den ausgestreckten Beinen zuerst rammte er in die Glasscheibe. Sie zerplatzte. Ein Regen von Splittern begleitete meinen Freund, der seinen Körper zusammengezogen hatte und auch seinen Kopf durch die angewinkelten Arme vor dem gefährlichen Regen aus Glas schützte.

Was weiter mit ihm geschah, bekam ich nicht mit, denn trotz der Waffe griffen die Finsteren mich an.

Plötzlich tauchten sie vor mir auf. Sie hatten die Arme hochgerissen, wollten mir die spitzen Knochen in den Körper stoßen, und ich schoß nicht.

Verflixt, ich brachte es einfach nicht fertig, auf sie zu feuern. Noch stand ich ziemlich günstig mit dem Rücken gegen die Bartheke gelehnt. Die ersten Kerle wehrte ich mit harten Fußtritten ab, in den dritten ging ich voll hinein.

Ich hörte es klatschen, als die Beretta ihn am Hals erwischte. Der Knabe tauchte ab.

Etwas fuhr von der Seite her auf mich. Ich warf mich nach rechts.

An meiner Jacke ratschte die Knochenspitze entlang. Dann hatte ich Glück, weil es mir durch die Bewegung gelungen war, vom Tresen wegzukommen und in die Nähe eines Tisches zu geraten.

Weil ich beide Hände freihaben wollte, steckte ich die Beretta weg und hob den leichten Tisch an.

Die Kerzen rollten zu Boden, flackerten dort weiter oder erloschen. Ich benutzte den Tisch als Schlagwaffe.

Der erste Treffer schleuderte einige von ihnen zurück. Ich hörte es knacken, als die aus Gebeinen bestehenden Waffen brachen. Noch einmal drosch ich wirkungsvoll zu, bevor ich ihnen den Tisch entgegenschleuderte und Zeit bekam, um eine andere »Waffe« zu

ziehen.
Es war mein Kreuz!
Die Gruppe der Finsteren gehörte zu den Personen, die den Glauben an die Werte des Guten längst verloren hatten.
Das war ihnen auch anzusehen. Ich hielt es in der rechten Hand, hatte den Arm vorgestreckt, so daß jeder den geweihten silbernen Talisman sehen konnte. Da noch einige Kerzen brannten, hinterließen sie auf dem Silber blitzende Reflexe.
Sie waren wie ein Zeichen, irritierten die Finsteren, denn sie wichen zurück.
Ich ging vor.
Den ersten Schritt, den zweiten. Mir wehte das Keuchen entgegen.
Einige der Schwarzgekleideten lagen noch auf dem Boden. Der Stuhl und auch meine Treffer hatten sie hart erwischt und auch Spuren hinterlassen.
Als ich mich auf der gleichen Höhe mit der zerstörten Glastür befand, warf ich einen Blick nach links.
Mitic lag noch auf dem Boden. Das Sechseck aus Rosen war zerstört worden. Von Suko und dem Dekan sah ich keine Spur.
Ich hatte mich dadurch etwas ablenken lassen und konnte auch die Augen nicht überall haben. Aus dem Hintergrund wurde etwas auf mich geworfen. Ich bemerkte es, als es sich in der Luft befand.
Es war ein länglicher Gegenstand, auch hell in der Farbe. Er schlug einen Bogen, ich huschte zur Seite und erkannte ihn erst, als er nicht weit von mir auf den Boden fiel und zerbrach.
Ein Molotow-Cocktail, sehr primitiv gemacht, aber wirksam. Eine Flasche mit Benzin gefüllt. Ein brennender Lappen schaute aus der Öffnung.
Das Benzin entzündete sich.
Im gleichen Moment fauchte die Flamme hoch. Ich spürte die Hitze, als ich mit einem gewaltigen Satz über die Bartheke hinwegflog, um dicht vor der zerstörten Scheibe zu landen.
Über den Bartresen hinweg brandete das Schreien der Finsteren, die ihren Stützpunkt in eine Flammenhölle verwandelt hatten. Um mich würden sie sich bestimmt nicht kümmern, zudem hatte ich andere Sorgen, denn Suko und dieser Dekan Diavolo waren wichtiger.
Aus dem Rahmen des Fensters schauten noch einige lange Splitterzacken hervor. Ich schützte meinen Kopf mit den Armen, hämmerte die Splitter mit den Ellenbogen weg und kümmerte mich um Mitic, den ich hochwuchtete.
Er war da. Doch wo steckten Suko und der Dekan?

***

Der Dekan hatte sich voll und ganz auf seine Helfer verlassen. Sukos

Aktion hatte selbst ihn überrascht. Plötzlich bekam die Scheibe ein Loch, eine Kugel sirrte dicht an seinem Kopf vorbei und erschreckte ihn derart, daß er in die Höhe sprang und die machetenähnliche Waffe im Halbkreis über den Bewußtlosen hinwegschwang.

Im gleichen Moment zerklirrte und zerplatzte das Türglas durch die Wucht des springenden Körpers. Suko kam wie ein Rammbock.

Er jagte in den Raum hinein, seine Füße vorgestreckt, und er war schneller als der Bucklige. Ein Karatetritt erwischte den Mann an der Schulter und schleuderte ihn herum.

Heulend fiel er gegen die Wand. Sein Gesicht war nur noch eine böse Fratze. Den Griff der Machete hielt er mit beiden Händen fest und stieß aus seiner geduckten Lage in die Höhe, die Waffe dabei schwingend.

Zwischen ihnen lag Michael Mitic. Suko hatte bei seinem Sprung das Sechseck aus schwarzen Rosen zerstört, die Magie, wenn sie eine darstellen sollte, war nicht mehr gegeben, und Suko hatte freie Bahn. Er mußte verhindern, daß der Bucklige den Beamten tötete. Er sollte sich auf ihn konzentrieren.

Und er kam.

Mit beiden Händen schwang er seine Waffe, trieb Suko in der Enge des Raumes in die Defensive.

Immer wieder duckte sich der Inspektor ab. Er kam nicht einmal dazu, seine Waffe zu ziehen, denn Dibbuk reagierte wie ein springender Teufel. Er wollte den Tod des Chinesen.

Suko schlug urplötzlich zurück. Nicht mit den Händen, er nahm abermals die Füße zu Hilfe.

Diesmal erwischte er den Dekan in der Achselhöhle. Es war ein genau gezielter Tritt gewesen, der den Arm des Mannes nicht nur hochschleuderte, er sorgte auch für eine Taubheit.

Im Bruchteil einer Sekunde erstarrte der Dekan. Er sah jetzt aus wie eine Plastik.

Dann fiel die Machete.

Erst danach ging er zurück, wäre fast über Mitic gestolpert, fing sich wieder und erreichte die Wand, wo er sich mit dem Rücken gegenlehnte und stehenblieb.

Suko lächelte kalt. Er dachte an seinen Stab, der, wenn ein bestimmtes Wort gerufen wurde, die Zeit für fünf Sekunden anhielt und den Dekan bewegungslos machen würde.

Da reagierte der Bucklige. Er hatte sich zusammengekrümmt und Suko getäuscht. Schmerzen verspürte er nicht. Es war ihm allein darauf angekommen, unter seine Kleidung zu greifen.

Was er dort hervorholte, bekam Suko sofort danach zu spüren. Es war eine rote Kugel, die der Mann gegen die Wand schleuderte. Sie zerplatzte, ein grelles Licht blendete den Inspektor so stark, daß er

nicht einmal Umrisse erkennen konnte.

Er hörte ein gräßliches Lachen, etwas schlug zu, dann war Suko allein. Die Augen hielt er geschlossen, taumelte blind durch den Raum, vernahm aus der Bar Kampfgeräusche und öffnete die Augen wieder.

Die Reste der Blendgranate lagen auf dem Boden, der Dekan aber war verschwunden.

Erst jetzt sah Suko die schmale Tür. Sie war zwar ins Schloß gefallen, durch den Druck aber wieder aufgedrückt worden.

So also sah der Fluchtweg aus.

Mit einem Sprung erreichte Suko die Tür. Seine Augen schmerzten noch immer. Dort schienen sich Sandkörner eingenistet zu haben. Sein Instinkt warnte ihn, so daß Suko noch auf der Türschwelle stehenblieb.

Er konnte in die Tiefe schauen. Verschwommen sah er die Reste einer Treppe.

Wo führte sie hin?

Aus der düsteren Tiefe hörte er die Schritte des Flüchtigen, vernahm auch Laute der Wut, die zu ihm hochbrandeten. Wegen seiner Behinderung mußte er mit der Verfolgung noch etwas warten.

Dann riskierte er es.

Vier Stufen waren vorhanden. Danach kam das Loch. Eine freischwebende Treppe, die in der Mitte eingerissen war. Der Dekan war über das Loch hinweggesprungen, also tat Suko es ihm nach.

Aus der Tiefe wehte ihm ein widerlicher Gestank entgegen. Der Geruch nach Moder, Abfall und Fäkalien.

So stank es in den Abwässerkanälen einer jeden Stadt. Und sie hatten schon oft genug für lichtscheues Gesindel als Fluchtweg gedient. Suko kam allmählich zu der Überzeugung, daß der Dekan ihm entwischen würde. Er hatte ihn nicht ernst genug genommen, hätte härter rangehen sollen. Den Weg, den der Bucklige jetzt genommen hatte, kannte er gut.

Dennoch lief Suko weiter. Die Lücke hatte er übersprungen und sich auch wieder fangen können.

Die »Sandkörner« in seinen Augen verschwanden allmählich.

Suko ging es wieder besser. Um jedoch sehen zu können, mußte er seine kleine Lampe einschalten.

Der Strahl schnitt in die Tiefe. Am Ende der Treppe befand sich ein feuchter, stinkender Schacht, mehr ein Stichkanal, durch den kein Abwasser mehr floß.

In der Wand entdeckte Suko eine Öffnung, halbrund geschnitten, der Eingang zu einem Stollen. Für den Dekan hatte es keinen anderen Fluchtweg gegeben. Er mußte durch die Öffnung und in der dahinter liegenden Stollen gehuscht sein.

Auch Suko tauchte hinein. Seine Lampe brachte einiges an Licht.
Der Strahl glitt über die dunkle Oberfläche des Schmutzwassers hinweg, bildete auf den Wellen tanzende Lichtreflexe, fuhr an der Wand entlang, als Suko seinen Arm bewegte, aber er erreichte den Verwachsenen. Der hatte die Zeit genutzt und war verschwunden.
Suko wollte trotzdem nicht aufgeben. Neben dem Kanal befand sich ein schmaler, sehr feuchter und dementsprechend rutschiger Steg, über den er laufen mußte.
Der Inspektor bewegte sich entgegen der Strömung. Die Wellen schäumten und gurgelten ihm entgegen. Sie überholten sich gegenseitig, bildeten schaumige Strudel, wurden weitergetrieben und schafften auch einige Fäkalien sowie Abfälle zur Seite.
Das Zeug spritzte an den Rändern hoch, die teilweise Löcher aufwiesen, wo sie unterspült worden waren.
Suko wühlte sich weiter. Er sprang über Lücken hinweg, das Licht tanzte durch die stinkende Finsternis, wechselte in regelmäßigen Abständen die Seiten und tauchte plötzlich in eine Nische, die in die Wand geschlagen worden war.
Die Nische befand sich auf der anderen Seite. Suko, der nicht zum erstenmal durch einen Abwasserkanal lief, übersprang das Schmutzwasser und hatte Glück, daß er auf der anderen Seite nicht ausrutschte. Dafür prellte er sich das Knie an der Mauerkante.
Er strahlte in die Nische hinein.
Aus seinem Mund löste sich ein hartes Lachen. Wie er es sich schon gedacht hatte.
Die Nische war nicht mehr als das Ende eines Schachts. In die Höhe führte eine Leiter.
Suko leuchtete hoch, der Lichtkreis traf die untere Seite eines runden Gullydeckels, aber keine menschliche Gestalt. Dem Dekan Diavolo war die Flucht gelungen.
Das ärgerte Suko.
Er kletterte trotzdem über die wacklige Eisenleiter in die Höhe, rutschte einige Male zurück und fing sich wieder. Den Deckel stieß er mit der Schulter auf.
Es ging ziemlich leicht, ein Beweis, daß dieser Weg schon öfter benutzt wurde.
Vorsichtig und nach allen Seiten sichernd, kletterte Suko ins Freie.
Er befand sich nicht auf einem Hinterhof, dafür in einer sehr schmalen Seitengasse, und die Gullyöffnung lag genau in der Mitte.
Niemand schaute ihm zu, als er sich aus dem Loch hervorschob.
Es war inzwischen dämmrig geworden. Besonders in den schmalen Gassen und Straßen hatte sich das dichte Grau festgesetzt.
Aus einer Einfahrt drangen knarrende Geräusche. Ein alter Mann erschien, der einen Karren hinter sich herzog. Er ging gebückt, trug

eine Schiebermütze auf dem Kopf und drehte Suko das Gesicht zu.

Der Inspektor winkte ab. Es hatte keinen Sinn, diesen Mann zu fragen. Er würde ihm keine Antwort geben können.

Suko hob die Schultern.

Der Dekan war entwischt, daran gab es nichts zu rütteln. Jetzt fieberte er danach, wie es seinem Freund John Sinclair ergangen war…

***

Ein einziger Molotow-Cocktail hatte diese verfluchte Flammenhölle entfacht.

Es war der reine Wahnsinn, aber eine Tatsache, an der ich nicht vorbeikonnte.

Ich hatte es noch gut, weil ich mich im Nebenraum aufhielt und mir den bewußtlosen Mitic über die Schulter gelegt hatte. Um aber das Lokal verlassen zu können, mußte ich durch die Flammen, ebenso wie die Finsteren, deren schattenhafte Gestalten im Feuer als tanzende Figuren zu sehen waren.

Sie riefen sich etwas zu, hielten sich oft fest und rannten durch das breite Feuer dem Ausgang entgegen.

Auch mich hielt nichts mehr. Mitic lag über meiner linken Schulter. In der rechten Hand hielt ich die Beretta. Mein Gesicht war schweißfeucht, die Hitze traf mich wie ein Gluthauch der Hölle, als ich wieder hinter der Bartheke stand.

Diesmal nahm ich den normalen Weg, und vor mir waberte die Hitze. Ich war nicht der letzte, der das Lokal verlassen wollte. Von hinten wurde ich angerempelt, zwei erschreckte Gesichter schauten mich an, als die jungen Leute an mir vorbeihuschten und durch die Flammen rasten.

Ich mußte das gleiche tun. Nur würde ich nicht so schnell laufen können, denn Mitic hatte sein Gewicht.

Ich stürzte mich hinein.

Glühende Tücher strichen über mein Gesicht, das ich nicht völlig mit dem angewinkelten Arm abdecken konnte.

Die Haare wurden durch das Feuer angesengt. Scharfer Brandgeruch wehte mir in Nase und Mund. Ich konnte nichts erkennen, allein die Richtung war wichtig.

Ich stieß mit anderen Körpern zusammen, doch die Finsteren hatten anderes zu tun, als sich um mich zu kümmern. Ein jeder von ihnen wollte so schnell wie möglich aus diesem Flammenmeer entwischen.

Die Luft umgab mich wie ein heißer Kessel. Ich kämpfte mich weiter vor, und plötzlich wehte die Kühle in mein Gesicht. Dann stolperte ich, halbblind von Rauch und Flammen, über die erste Treppenstufe, fing mich wieder und jagte weiter.

Mitic lag noch immer auf meiner Schulter. Ich hustete, keuchte und spie aus, aber ich kam durch.

Nach der letzten Stufe hämmerte mir jemand einen harten Gegenstand ins Kreuz. Es konnte auch eine Faust sein, jedenfalls schleuderte mich der Treffer zu Boden, auch Mitic rutschte von meiner Schulter. Beim Aufprall stöhnte er auf, das erste Lebenszeichen, das ich von ihm hörte.

Über meinen Rücken hinweg sprang ein Schatten. Es mußte der letzte der Finsteren sein, die das brennende Lokal verlassen hatten.

Die Haare des Mannes waren angesengt. Sie qualmten noch, als hätte jemand eine Rauchbombe in seinen Schopf gesteckt.

Ich kniete, hob den Kopf und sah, daß der »Qualmer« die enge Straße hinunterrannte und zu seinen Kumpanen lief, die auf ihn gewartet hatten. Sie sahen auch mich.

Einige von ihnen hoben drohend die Fäuste, ein Zeichen, daß sie die Abrechnung mit uns noch fortführen wollten.

Auch ich war noch nicht fertig mit ihnen, das stand fest.

Dann hörte ich schnelle Schritte. Ich drehte den Kopf und sah eine Gestalt von der anderen Richtung her auf mich zulaufen.

Es war Suko.

Er war allein, mir schwante Fürchterliches, und als er neben mir stand, fragte ich nur: »Ist er dir entwischt?«

»Ja.«

Die Antwort, die ich meinem Freund gab, ist nicht druckreif, aber sie kam aus tiefstem Herzen…

***

Jemand hatte die Feuerwehr alarmiert. Die Wagen konnten kaum durch die enge Straße fahren. Suko und ich hatten uns einige Meter entfernt auf Treppenstufen niedergelassen.

Wir schauten zu, wie die Männer löschten.

Michael Mitic ging es etwas besser. Eine Beule hatte sich auf seinem Schädel gebildet. Er hatte sich mit den Feuerwehrmännern unterhalten und kam zu uns zurück.

Im Gesicht sah er so talgig und bleich aus wie ein Toter. Stöhnend ließ er sich neben uns nieder.

»Geht es wieder?« fragte ich.

»So leidlich. Die haben mich reingelegt.«

»Wie kam das?« wollte Suko wissen.

Mitic hob die Schultern etwas an. Dann berichtete er von dem Anruf. Er war in das Lokal gegangen und sofort niedergeschlagen worden. Mehr wußte er nicht.

Wir erzählten, wie es uns ergangen war und wer hinter diesen Selbstmorden steckte.

Das konnte Mitic kaum glauben. »So ein honoriger Mensch?« flüsterte er, »das ist ja Wahnsinn…«

»Sie schauen nicht hinter die Stirn der Leute«, sagte ich.

»Da haben Sie recht. Und welches Ergebnis können wir vorweisen?«

»Nicht viel.«

»Eigentlich überhaupt nichts«, sagte Suko.

»Selbst meine Tochter ist nicht gefunden worden!« flüsterte Mitic und starrte ins Leere.

»Sie werden Maria noch brauchen«, sagte ich.

»Wozu?« Mitic starrte uns an.

»Es geht um das Begräbnis. Sie sollten davon ausgehen, daß man es nicht als normal bezeichnen kann. Ich würde es eher als ein Ritual ansehen. Mag kommen, was will, davon lassen sie nicht ab.«

»Und wo, zum Teufel, soll es stattfinden?«

»Zagreb ist groß. Mein Freund und ich kennen uns in der Stadt nicht aus.«

»Klar, natürlich.« Mitic dachte nach. Plötzlich versteinerte sein Gesicht. »Ich kann mir vorstellen, wo sie begraben werden soll«, sagte er hastig. »Und zwar dort, wo sie auch gefunden wurde und den Selbstmord begangen hat. Oder meinen Sie nicht?«

»Da könnten Sie recht haben!«

»Ich habe recht, Mr. Sinclair. Ich habe recht.« Er packte mich am Arm. »Wollen Sie mir helfen, meine Tochter wieder zurückzuholen?«

»Da fragen Sie noch? Das ist selbstverständlich. Wir werden den Finsteren schon zeigen, wo es langgeht…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 530 »Der Magus von Zypern«